ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane der beliebtesten Schriftsteller.

Herausgegeben von

J. L. Kober.

Zwölfter Jahrgang.

Neunzehnter Band.

Der König von Tauharawi.

III.

1857.

Prag & Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.

Der König von Tauharawi.

Launiger Roman

in drei Bänden.

Von

Ferdinand Stolle.

Dritter Band.

1857.

Prag & Leipzig,

Verlag von J. L. Kober.

Erstes Kapitel.

Wenn wir in dem großen Weltenbuche blättern, stoßen wir auf Stellen, die wir verstehen, aber auch auf viele, die wir nicht verstehen. Doch enthalten jene Stellen, die wir verstehen, so hohe Weisheit, daß wir eben deßhalb vor den, die wir nicht verstehen, in Demuth, Ehrfurcht und Ergebung uns beugen sollten. Dieß ist die Antwort auf die Frage, warum der himmlische Vater so häufig gerade solchen seiner Kinder, die ihm am liebevollsten ergeben, die Dornenkrone reicht, während das gottentfremdete Geschlecht sich mit Rosen schmückt und in leichtsinniger Lust dahinlebt.

Eine solche Dornenkrone war auch unserer Marie gewunden, seit sie an jenem Abende die schönen Gellertlieder in bezaubernder Natürlichkeit vorgetragen und auf der einen Seite von der Leidenschaft

des Grafen Alphons, auf der andern von dem Neide und der Eifersucht des arnheim'schen Schwesternpaares auf das Schmerzlichste verfolgt ward.

Da die Leidenschaft des Grafen für den ‚pikanten Gegenstand', wie er sich auszudrücken pflegte, von Tag zu Tag immer rücksichtsloser hervortrat, so hatten die weisen Ermahnungen, die Fidelis den beiden Schwestern gegeben, nicht lange widergehalten, und der eine Zeitlang mit Mühe unterdrückte Haß brach bald gegen die arme Marie nur umso heftiger und verletzender hervor. Graf Alphons gefiel sich seit jenem Abende in der Rolle eines Hausfreundes in der Familie und wiederholte seine Besuche in immer kürzern Unterbrechungen. Wie schmeichelhaft diese hochgeborne Bekanntschaft anfangs für die Familie war, weil man daran die kühnsten Hoffnungen knüpfte, so durchschauten doch zu bald Eltern, wie Töchter, daß des Grafen Besuche weniger der Familie, als der Marie galten. Die Aufmerksamkeiten, welche Alphons der armen Pachterstochter zutheil werden ließ, und die oft selbst in eine Rücksichtslosigkeit gegen die Töchter des Hauses ausarteten, mußten bald auch den leisesten Zweifel niederschlagen, daß es der Graf entschieden auf eine Eroberung des Herzens des frommen Kindes abgesehen

hatte. Marie, deren natürlicher Verstand den Abstand zwischen ihr und einem reichen Grafen nur zu gut durchschaute und deren Herz den so unzweideutigen Huldigungen nicht das Geringste zu erwiedern hatte, befand sich in der peinlichsten Lage. Wiederholt hatte sie gebeten, sobald der Herr Graf erscheine, daß sie sich entfernen dürfe. Auch war man vonseiten der Fräuleins diesem Wunsche recht bereitwillig nachgekommen; aber sobald Marie fehlte, fühlte sich Alphons wie in einer Einöde. Er überschüttete alsdann die zwei Fräuleins derart mit Liebenswürdigkeiten, daß sie oft ganz irre wurden, aber stets ging seine Absicht dabei nur dahin, daß Marie erscheine und die Gesellschaft theile.

Da der Marie vonseiten Josephinens und Mariannens auf sehr unzarte Weise zu erkennen gegeben worden, daß es nur eine gewisse natürliche Koketterie sei, deren sie sich bediene, um dem Grafen interessant zu erscheinen, so wußte das arme Kind schließlich gar nicht mehr, ob sie dem Grafen überhaupt noch eine Antwort geben solle oder nicht. Aber auch die größte Einsilbigkeit schreckte den feurigen Liebhaber nicht ab, sie machte ihm den Gegenstand seiner Neigung nur interessanter.

Am meisten hatte Marie stets zu leiden, sobald

sich der Graf entfernt hatte und sie der Spottsucht des Schwesternpaares allein ausgesetzt war. Bei solchen Szenen artete das Benehmen der hochgebildeten Fräuleins nicht selten in Gemeinheit aus. Es fielen Ausdrücke und Redensarten, wie man sie nimmer bei Damen höherer Bildung hätte erwarten sollen. Marie erhielt nur zu bald den Spottnamen ‚die Gräfin‘, und die boshaften Bemerkungen, welche das Schwesternpaar an diesen Namen knüpfte, waren so tief verletzend, daß die arme schuldlose Marie nur mit Thränen zu antworten vermochte.

„Du wirst uns doch auch einmal nach Neuhaus einladen,“ sprach eines Tages Marianne, als der Graf wieder in sehr auffallender Weise Marien den Hof gemacht hatte.

Neuhaus hieß die schöne Besitzung des Grafen.

„Es muß sich da herrlich residiren als Frau Gräfin,“ fügte Josephine spottend bei, „der umwohnende Adel wird Augen machen, seinen auserwählten Kreis auf diese Art bereichert zu sehen.“

„Man sieht doch,“ fuhr Marianne fort, „was aus dem Menschen werden kann. Ich werde künftig auch Gellert deklamiren. Man kann nichts besseres thun, um sein Fortüne zu machen.“

„Hätten wir,“ sprach Josephine „bei unserer De-

klamation nur auch Kunst Kunst sein lassen und mit der simplen Natur kokettirt. — Indeß gibt es, Gottlob, noch Kenner, sehr hochgestellte Kenner, welche wahre Kunst von Koketterie zu unterscheiden wissen; Du mußt nur wissen, große Künstlerin, daß Lord Derby keineswegs von Deinem Gellert so enchantirt war. Seine Lordschaft haben mir das noch am selbigen Abend offen gestanden."

Marie erwiederte nichts. Sie war es gewohnt, alle derartigen Kränkungen geduldig über sich ergehen zu lassen.

Malitiös fuhr Marianne fort: „Und diese Soiréen, welche die Frau Gräfin veranstalten wird! Thee und Gellert. Hah hah hah! Das muß sich pompös ausnehmen."

„Ich glaube wirklich," sprach Josephine, „wenn wir das einfältige Ding beständig Frau Gräfin nennen, es bildet sich ein, der Graf werde es heiraten."

„Je nun," lachte Marianne, „die Naivetät dazu ist da."

„O, bitte Fräuleins," sprach hier Marie, „haben Sie doch Erbarmen und Mitleid. Ich bin ein so armes Geschöpf" —

„Du, ein armes Geschöpf," höhnte Josephine, „die mit Grafen kokettirt" —

„Ich spreche ja gar nicht mit dem Herrn Grafen," entschuldigte sich die Gekränkte, „nur ein paarmal hab' ich mich mit ihm unterhalten, weil er zahlreiche Fragen an mich stellte; doch sowie Sie mir gesagt, daß sich das nicht für mich schicke, bin ich so still wie immer möglich gewesen."

„Keine Entschuldigung," erwiederte Josephine, „glaubst Du, wir durchschauen Deine Manöver nicht? Wie Du anfänglich durch einfältig Geschwätz, bist Du jetzt durch ein interessantes Schweigen bemüht, den Grafen in Dein Netz zu locken."

„O mein Gott!" stammelte Marie.

„Auch kann das nicht so fortgehen," fuhr Josephine fort, „Du bist als dienstbare Gesellschafterin bei uns engagirt, aber nicht, um Deine Netze über junge Herren auszuwerfen."

„Gott vergebe Ihnen, wie Unrecht Sie mir thun," sprach Marie in Thränen ausbrechend.

Als sie nach solcher Behandlung am Abend ihr einsam Zimmer betrat, kniete sie nieder und betete zu Gott. Und wieder wie an jenem Abende, wo sie sich so fremd und verlassen fühlte, tönte wie Engelgruß aus dem Garten herauf die Harmonika und das fromme Lied:

,Was ist's, daß ich mich quäle?
Harr' Seiner, meine Seele,
Harr' und sei unverzagt;
Du weißt nicht, was Dir nützet,
Gott weiß es und Gott schützet,
Er schützet den, der nach Ihm fragt.'

Wunderbar gestärkt erhob sie sich. Sie lauschte noch lange dem so tröstenden Liede, dessen Sänger ihr jetzt nicht mehr unbekannt war. Es war Ehregott, dessen bescheidenes Stüblein im Hintergebäude nach dem Garten hinausging, und der keinen Abend sich zur Ruhe legte, ohne, von der Harmonika begleitet, ein frommes Lied gesungen zu haben.

Ehregott's Stellung in der Familie Arnheim war durch des Fidelis Einschreiten eine ganz andere geworden. Nachdem der junge Lord vor seiner Abreise dem Bankier noch zu wissen gethan, daß er ein spezieller Freund des jungen Kandidaten und daß derselbe unter seinem ganz absonderlichen Schutze stehe, ward Ehregott sofort Respektperson; denn Fidelis hatte sich durch seine befreundeten Verbindungen mit den ersten englischen Handelshäusern das kaufmännische Interesse der arnheim'schen Firma in solchem Grade verpflichtet, daß der alte Arnheim den jungen Lord wie einen Gott verehrte, obschon er die

vermessene Hoffnung, denselben als Schwiegersohn ans liebevolle Vaterherz zu drücken, aufgegeben hatte. Also Ehregott ward als Freund des Fidelis ohne alles Weitere und trotz aller sauersüßen Gesichter der beiden aufgeklärten Fräuleins zur Respektperson erhoben. Er erhielt seinen Platz bei Tische nicht mehr am Ende der Tafel, sondern unmittelbar neben dem Hausherrn, eine Auszeichnung, wie sie in dieser an etikettengemäße Formen gewöhnten Familie nur hochachtbaren Gästen zutheil wurde. Dem Ehregott, obschon er weit entfernt war, von dieser plötzlichen Standeserhebung irgendwie einen Mißbrauch zu machen, ward doch dadurch Gelegenheit, daß man seinen Worten größeren Werth beilegte und größere Aufmerksamkeit schenkte, als das zeither der Fall gewesen war. Die Folge war, daß der junge Mann, der früher in seiner Bescheidenheit ziemlich schweigsam am Tafelende saß, gesprächiger und mittheilsamer wurde. Bald fanden auch die beiden Fräuleins vom Hause, daß der Herr Kandidat gar nicht so unangenehm sei, daß es ihm keineswegs an Bildung fehle und daß sie mit ihren paar eingelernten, gelehrt klingenden Brocken und Phrasen gegen seine gediegene Gelehrsamkeit schlechterdings nicht aufkommen konnten. Ehregott, wie bescheiden sein Auftreten und mit welcher

Humanität und Milde er einer gegentheiligen Ansicht entgegenzutreten pflegte, war doch, wie wir bereits gesehen haben, ein ganz anderer Mann, sobald es sich um ernste, heilige Fragen des Lebens handelte. Hier war es ihm vollkommen gleichgiltig, wer ihm gegenüberstand. Sobald der Gegner sich einen Angriff gegen das Heilige erlaubte, sobald es galt, einen Frevler an göttlichen Dingen zurechtzuweisen, fuhr ein wahrhaft apostolischer Geist in den jungen Mann. Seine Rede ward volltönender, gewaltiger und mit einer Ueberzeugungstreue, wie sie nur die heilige Begeisterung für Gott, Licht, Liebe und Wahrheit zu geben vermögen, schmetterte er die Widersacher in ihr Nichts zurück. Wenn man hieraus etwa schließen wollte, Ehregott sei auf theologischem Gebiete ein finsterer, verdammungssüchtiger Eiferer gewesen, so würde man sehr irren. Der Glaube eines Jeden war ihm heilig; ja er tadelte es als Protestant auf das Entschiedenste, daß sich manche seiner Glaubensgenossen in katholischen Ländern in der verwerflichen Renommisterei gefallen, bei kirchlichen Prozessionen denjenigen Anstand aus den Augen zu verlieren, auf welchem jede religiöse Handlung, wir mögen deren Form billigen oder nicht, Anspruch hat. „Wie schön,“ pflegte er zu sagen, „hat einmal der

Papst einen solchen protestantischen Renommisten das Unrechte seines Benehmens fühlen lassen. Es ist Hochamt in der Peterskirche. Der Vater der katholischen Christenheit steht am Hochaltar und breitet segnend seine Arme über die zahlreich versammelte knieende Gemeinde. Da steht unter den Tausenden, die, wie es die Sitte ihrer Kirche mit sich bringt, auf die Kniee gesunken, ein Einziger, ein Protestant, in stolzem Selbstgefühl seines protestantischen Bewußtseins, welches von derartiger Kniebeugung nichts weiß. Entweder war er wirklich geistig so beschränkt, daß er seiner Kirche etwas zu vergeben glaubte, oder es war Renommisterei, unter den Tausenden in einer so heiligen Weihestunde als was apartes dazustehen, kurz, er bleibt stehen, unbedenkend, ob er durch sein Verhalten bei den Umherknieenden Aergerniß errege oder nicht. Man läßt ihn gewähren. Der Papst hat die einzelne Figur bemerkt und auf wie schöne Art wußte er dem hoffärtigen Protestanten sein Verhalten zu Gemüth zu halten. Als bald darauf der Umzug durch die Kirche beginnt und der Vater der katholischen Christenheit an dem Protestanten vorübergeht, sagt er zu demselben die schönen Worte: ‚Der Segen eines alten Mannes hätte Ihnen auch nichts geschadet.‘“

Eines Tages war Josephine von einer vornehmen Familie der Stadt zur Taufpathin eines Neugeborenen gewählt worden. Diese Angelegenheit brachte die ganze Familie, die sich dadurch sehr geschmeichelt fühlte, in Alarm und war natürlich auch das Gespräch bei Tische. Hauptsächlich war es die Toilette, die dem weiblichen Publikum weit mehr am Herzen lag als der heilige Taufakt selbst. Josephine mußte ein neues seidenes Kleid haben. Darüber war man vollkommen einverstanden und Papa Arnheim hatte auch seine Bewilligung zum Einkauf gegeben. Lange hatte Ehregott der Unterhaltung schweigend zugehört, als jedoch fort und fort bei dieser Gevatterschaft von Nichts als nur von dem aufzuwendenden Kleiderluxus die Rede war, verließ ihn endlich die Geduld.

„Wozu denn ein neues Kleid?“ frug er zu nicht geringer Verwunderung der Frau Arnheim und ihrer Töchter, und selbst der Bankier horchte hoch auf; „wenn es sich um ein neues schöneres Herz handelte, wollt' ich nichts sagen; aber warum solchem Luxus fröhnen bei einer so heiligen Handlung? Sehen Gott und Christus, wenn ein Kindlein in ihr himmlisch Reich aufgenommen wird, auf goldene Spangen, Ketten, Sammt und Seide der Taufzeugen? Hat Er,

der Welterlöser, der in einer Krippe lag, der sich später einfach von Johannes, welcher ein Thierfell trug, im Jordan taufen ließ, seinen Christen etwa ein Beispiel zu solchem Luxus und zu solcher Kleiderpracht gegeben?"

„Wir wollen ja nur," sprach Frau Arnheim, „indem wir bei feierlichen Gelegenheiten die besten Kleider anthun, unsere hohe Ehrfurcht für die heilige Handlung an den Tag legen."

„Geehrte Frau," erwiederte Ehregott, „damit entschuldigt sich bloß unsere Eitelkeit, unser besseres Selbst weiß nichts von Kleiderluxus, ja wird denselben bei heiligen Handlungen schon deßhalb unpassend finden, weil er unwillkürlich Veranlassung gibt, unserer Eitelkeit zum Anhalte zu dienen. Wenn wir am Tische des Herrn oder am heiligen Taufsteine erscheinen, sollen wir zwar unserem Stande angemessen, aber möglichst einfach, in von aller Putzsucht entfernter Kleidung erscheinen; denn nicht die reiche Kleidung ist hier die Hauptsache, sondern das reiche Herz, das darunter schlägt. Wie oft habe ich es namentlich bei der Konfirmation der Mägdlein am grünen Donnerstage getadelt, letztere wie kleine Balldamen herauszuputzen. Soll aber selbst die heiligste Handlung im Leben dadurch entweiht werden, daß man

sie dazu mißbraucht, der Eitelkeit zu fröhnen? Ist es nicht gewissenlos von Eltern, ihre Kinder, wie das leider Gottes so oft geschieht, bloß deßhalb am Konfirmationstage so schön wie möglich herauszuputzen, damit sie den Neid der Nachbarschaft erregen? Ist es nicht gewissenlos, durch elenden Kleiderprunk die jugendlichen Gemüther an so wichtigen Tagen zu zerstreuen und sie von der Wichtigkeit der heiligen Handlung abzuziehen? Und wie mit Abendmahl und Taufe, ist es ebenso mit dem sonntäglichen Kirchenbesuche. Wie manches neue Kleid, manch neuer Hut, manch neuer Schmuck wird in die Kirche getragen, nicht um diese Gegenstände gleichsam weihen zu lassen, was bedarf auch ein Gegenstand des Luxus der Weihe, oder um dem lieben Gott damit gleichsam ein Kompliment zu machen, sondern lediglich, um der Welt die neue Herrlichkeit zu zeigen und wo möglich den Neid der weiblichen Nachbarschaft zu wecken. Ist es aber nicht eine Sünde, gerade die Kirche zu diesem schnöden Gebaren zu mißbrauchen, gibt es nicht Promenaden, Konzerte, Theater, Wachtparaden und Bälle, um hinreichend dem Eitelkeitsteufel zu fröhnen? Es bleibt dabei, Sünde ist's, die Kirche, sowie die heiligen Handlungen der Kirche, wie Taufe und Abendmal, zu mißbrauchen, indem

man sie zu Anhaltepunkten für Selbstsucht und Eitelkeit macht."

„Aber bringt es doch die Sitte mit sich," wagte Josephine entgegenzuhalten, „in der Kirche in bester Kleidung zu erscheinen."

„Eine Sitte, die, wie die Erfahrung lehrt, in den meisten Fällen zur Unsitte herabsinkt," sprach Ehregott, „kann nie maßgebend sein."

„Aber mein Gott," meinte Marianne, „als Aschenbrödels können wir doch nicht zur Kirche gehen?"

„Davon ist auch gar nicht die Rede," erwiederte der Hauslehrer, „auch brauch' ich Ihnen nicht erst zu sagen, daß zwischen der Kleidung einer Aschenbrödel und dem neuen rosa Atlaskleide, welches Fräulein Marianne am jüngsten Sonntag zum erstenmal in die Kirche trug, und welches sicher die Bewunderung der ganzen Kirchfahrt auf sich gezogen hat, ein so großer Unterschied stattfindet, daß sich wohl einige Mittelstufen ausfindig machen lassen dürften."

Auf diese Weise kämpfte Ehregott oft gegen Angriffe, durch welche er das, was er für heilig hielt, verletzt oder gemißbraucht glaubte. Auch gegen alles Unwahre, gegen Heuchelei, Schmeichelei und wie diese unsaubern Blüten der Selbstsucht alle heißen,

zog er, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, rücksichtslos zu Felde. Da die Ehrfurcht für das Heilige sein Schwert und die Wahrheit sein Schild war, ging er auch stets siegreich aus dergleichen Kämpfen hervor. Selbst den Grafen Alphons, der sich aus Blasirtheit gleichfalls oft in Spöttereien gegen die Religion gefiel, wies er auf eine Art zurecht, daß der Graf es für klüger hielt, es auf keine weitere Disputation mit dem Gottesmanne ankommen zu lassen.

Wie ein von dem Frühlingsregen bethautes Veilchen erquickte sich Marie jedesmal an den Reden des Ehregott, sobald ihr Gelegenheit ward, dergleichen anzuhören. Ihr von tausend Nadelstichen des Schwesternpaars gepeinigtes Herz athmete freier, wenn sie ihre eigene innerste Ueberzeugung von fremdem Munde so siegreich vertheidigen hörte. Ehregott war ihr Heiliger, ihr Trost, ihr Licht und darum auch ihre — Liebe, doch glimmte letztere nur als still beseligender Funken in ihrem tiefsten Herzen. Kein Wort, kein Blick verrieth dieses selige Geheimniß, und diese Liebe war es denn auch, die sie aufrecht erhielt, all die Unbill des Schwesternpaars in christlicher Ergebung zu tragen.

In Ehregott's Herzen hatte sich gleich beim

ersten Anblicke Mariens ein reges Interesse kundgegeben; doch hielt ihn Bescheidenheit ab, dem holden Mädchen näher zu treten. Die Beiden betrachteten sich fast nur aus der Ferne, zumal auch die Gelegenheit wenig günstig war, sich einander näher zu treten. Ehregott hatte keine Ahnung, mit welch traurigem Geschicke Marie zu kämpfen, was sie von dem Schwesternpaare zu dulden hatte; denn in seiner Gegenwart war man klug genug, dem Ingrimm gegen Marie nicht freien Lauf zu lassen, weil man zu gut wußte, daß sich der junge Kandidat der angefeindeten Unschuld sofort auf das Entschiedenste angenommen haben würde.

„Sag' mal, Jeannette," frug eines Tages Arnheim seine Gattin, „was sagst Du zu den fast täglichen Besuchen des Grafen?"

„Soviel ich durchschaue," erwiederte die Gefragte, „kommt er mehr wegen Marie als wegen unserer Töchter. Ich finde sein Benehmen manchmal selbst rücksichtslos gegen Josephinen und Mariannen, ja, daß ich's nur heraussage, es grenzt zuweilen an Ungezogenheit. Es scheint, als ob er unser Haus und unsere Bekanntschaft bloß benutzte, um Gelegenheit zu haben, seiner saubern Liebschaft nachzuhängen."

„Am Ende heiratet er die Marie, man hat Beispiele," sprach der Bankier.

„Wo denkst Du hin," entgegnete die Gattin, „vorm Jahre hat er's mit einer Goldschmiedstochter ebenso getrieben. Die einfältigen Eltern träumten schon von einem gräflichen Schwiegersohne. Ich bin daher dafür, daß wir hier eine Aenderung treffen. Die ganze Stadt ist voll, daß der Graf lediglich wegen der Gesellschafterin unser Haus besucht, nun, und zum bloßen Rendezvous für eine gräfliche Liebschaft halt' ich unsere Salons doch für zu gut."

„Du hast recht, Jeannette, aber ich sehe hier keinen Ausweg —"

„Marie muß aus dem Hause."

„Ja, wo soll das arme Kind hin?"

„Ist ihre Sache."

„Es wäre mir aber wahrhaft schmerzlich, wenn der Graf plötzlich wegbliebe. Ich habe große Rücksicht gegen ihn zu nehmen. Er ist nicht abgeneigt, mit einem bedeutenden Kapital an unserem Geschäfte sich zu betheiligen."

„Dieser Skandal kann aber nicht länger fortgehen, unsere Töchter werden wegen einer Grisette auf das Empfindlichste kompromittirt."

„Hm, hm, eine fatale Geschichte," meinte Arn-

heim; „hätten wir das Mädchen nur gar nicht engagirt, ich war gleich dagegen, aber eine Gesellschafterin mußte es sein; das brachte der gute Ton mit sich."

Während die beiden sich noch über diese Angelegenheit unterhielten, trat Josephine, Thränen in den Augen, ins Zimmer.

„Es ist nicht mehr zum Aushalten," rief sie, „mit diesem Grafen; soeben brachte ein Bediente eine prachtvolle, durchbrochene Porzellanschale mit den schönsten Blumen, die ein Seidenpapier umhüllten, auf welchem die zärtlichsten Verse geschrieben standen."

„Nun doch für Dich oder Mariannen?" frug der Bankier.

„Ja," antwortete Josephine, „auf solche Aufmerksamkeit könnten wir beide lange warten. Für Marien war das reizende Geschenk."

„Und Marie?" sprach die Mutter.

„Hat natürlich die Herrlichkeit sofort zurückgeschickt," sprach Josephine.

„Das freut mich von dem Mädchen," meinte der Vater, „es zeigt von Takt."

„Takt," spöttelte Josephine, „was versteht solche Einfalt vom Lande von Takt. Auch hätten ich und

Marianne ihr nicht rathen wollen, das Geschenk anzunehmen."

„Du siehst hieraus," fuhr jetzt Frau Arnheim zu ihrem Manne fort, „daß es die höchste Zeit wird, das Mädchen aus dem Hause zu thun."

Arnheim ging eine Zeitlang nachsinnend auf und ab. Er konnte auf der einen Seite seiner Frau und seinen Töchtern nicht ganz Unrecht geben, wenn sie sich durch Bevorzugung Mariens vonseiten des Grafen gekränkt fühlten, gleichwohl wünschte er auch jeden Schritt zu vermeiden, welchen der Graf hätte übeldeuten können; und daß er eine plötzliche Entfernung seiner Angebeteten als dergleichen feindliche Handlung betrachten mußte, lag auf der Hand. Arnheim ging daher mit sich zu Rathe, ob hier nicht ein Mittelweg auszufinden sei? Er sann hin und wieder und glaubte endlich einen solchen gefunden zu haben.

„Es ist entschieden," sprach er nach längerer Pause, „Ihr ziehet nach Rosenau, unserm Landsitze. Die schöne Jahreszeit läßt einen Aufenthalt auf dem Lande nur natürlich erscheinen. Rosenau liegt fünf Meilen von der Residenz. Diese Abgelegenheit ist hinreichend, den Liebeserkursionen des Grafen einen wohlthätigen Halt zu gebieten. Wenn er sich auch

einmal von den Vergnügungen des Residenzlebens losreißt und einen Abstecher zu Euch unternimmt, sind wir doch vor seinen täglichen Besuchen gesichert."

„Aber auf Rosenau kommt man vor Langeweile um," bemerkte Josephine.

„Und dann ist es doch fürwahr eine merkwürdige Zumuthung," fügte Frau Arnheim hinzu, „daß die Familie Arnheim wegen einer Grisette, die in ihrem Lohn und Brot steht, gleichsam die Flucht ergreifen soll?"

„Es bleibt aber kein anderer Weg übrig," sprach der Bankier, „wißt Ihr einen, so sagt ihn. Wollen wir Marien á tout prix entlassen, so könnte das den Grafen befeinden, was ich in Betracht unserer beiderseitigen geschäftlichen Beziehungen entschieden vermeiden muß. Ihr habt die Marie ins Haus gebracht, nicht ich. Das bedenket."

Mutter und Tochter wollten sich mit einem Sommeraufenthalte auf dem Lande gar nicht befreunden. Beide waren so im Treiben und in den Zerstreuungen des Residenzlebens untergegangen, daß ein stilles idyllisches Leben auf dem Lande, obschon Rosenau wunderschön gelegen, durchaus keinen Reiz für sie hatte. Da Rosenau von Rittergütern und Landsitzen der vornehmen Welt sehr entfernt lag,

waren der Pfarrer, der Pachter und Förster das einzige Publikum, mit welchem man nach Ansicht des weiblichen Theiles der Familie Arnheim nothgedrungen umgehen konnte. Wo gab es da eine Gelegenheit, sich irgendwie sehen zu lassen? oder sonst äußerlich zu prunken?

Marianne, welche, als sie von dem Geschenke des Grafen an Marien vernommen, gleichfalls von Entsetzen ergriffen worden war, kam jetzt auch noch dazu, ihrem Herzen Luft zu machen. Als man ihr des Vaters Vorschlag wegen Rosenau mittheilte, schlug sie entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Da werden wir Kühe melken und ins Heu fahren müssen," sprach sie, „um nur einigermaßen die Zeit todtzuschlagen. Es ist entsetzlich."

Der alte Arnheim machte nochmals die außerordentlichsten Anstrengungen mit seinem Denkvermögen, um einen andern Ausweg zu finden. Es gelang ihm aber nicht, und da ihn zugleich die unverholene Aversion, welche seine Damen gegen das Landleben und den schönen Landsitz, der ihn schwere Summen gekostet, aussprachen, ärgerte, so siegten endlich seine angeborene Heftigkeit und sein Diktatorwille.

„Es bleibt dabei," sprach er, „Ihr zieht aufs Land, haltet Euch bereit, den Montag geht's fort."

Mit diesen Worten, welche auf eine Art ausgesprochen wurden, daß sie keine Entgegnung zuließen, eilte er aus dem Zimmer, die Thür nicht eben sanft hinter sich zuschlagend.

Händeringend gingen die Fräuleins auf und ab.

„Vergiften könnt' ich diese Person," rief Josephine, sich ungezügelt ihrem heftigen Temperamente hingebend. „Ein böser Geist muß dieses Wesen in unser Haus geführt haben. Ist so etwas erhört worden; wegen eines Dienstboten sollen wir, die Herrschaft, verbannt werden auf eine elende Scholle Landes, von aller Zivilisation entfernt, jetzt, wo das neue Regiment im Begriff steht hier Garnison zu nehmen, wo die Wasser-Corsos, die florentinischen Nächte mit Feuerwerk und Illumination, worauf wir uns so lange gefreut, ihren Anfang nehmen?"

Der Mama, welche an Vergnügungssucht ihren Töchtern nicht nachstand, waren die letzten Worte Josephinens hauptsächlich aufs Herz gefallen.

„Du hast Recht, meine Tochter," sprach sie, „es ist nicht gut von Deinem Vater, uns gerade jetzt zu exiliren. Was soll der Adel, das Offiziercorps von uns denken, wenn wir jetzt, wo so zahlreicher

und angenehmer Besuch bevorsteht, förmlich die Flucht ergreifen. Ich gehe nochmals zum Vater, vielleicht, daß mir es gelingt, eine Sinnesänderung zu bewirken. Also gebt noch nicht alle Hoffnung auf."

Sie entfernte sich, die beiden Fräuleins ihren eigenen Betrachtungen überlassend.

Josephine hatte sich ins Sopha geworfen, und schien von der ganzen Welt nichts mehr wissen zu wollen. Bald aber sprang sie wieder auf.

„Aber diese Person soll es büßen," sprach sie, „müssen wir ihretwegen fort, sollen ihr keine Rosen daraus erblühen. Auf dem einfältigen Lande zwischen Pferden und Ochsen brauchen wir keine Gesellschafterin. Da kann sie die Magd machen, wie ihr zukommt, damit ihr die gräflichen Gedanken vergehen. Ja aufs Feld soll sie, in die Scheuer, in den Stall. Wir werden ja sehen, ob nach einer Heu- und Kornernte ihr Teint dem Herrn Grafen noch so verführerisch erscheinen dürfte. Auch ihrer städtischen Garderobe braucht's auf dem Lande nicht. Wir sorgen für ländliche Tracht, die dem Herrn Grafen weniger in die Augen stechen dürfte. Und arbeiten soll sie, daß sie ihre Hände nicht fühlen soll; damit sie erfährt, was es heißt: Du sollst Dein Brot im Schweiße Deines

Angesichtes essen. Wir wollen doch sehen, ob es keine Mittel gibt, ihr die Liebenswürdigkeit auszutreiben."

„Wenn aber der Galan nachgereist kommt," sprach Marianne, „ich glaube, der geht mit aufs Feld und hilft Heu aufladen."

„Das glaube ja nicht," erwiederte die ältere Schwester, „bei dieser Sorte von Liebhabern heißt es: Aus den Augen, aus dem Sinn. Auch dürfte bei der ländlichen Erscheinung von Demoiselle und bei ihren ökonomischen Arbeiten Herr Alphons von seiner Passion hoffentlich geheilt werden."

„Ich darf wirklich an diese Landfahrt nicht denken," fuhr Marianne fort, „wer soll uns denn besuchen? Und diesen hofmeisternden Hofmeister dazu. Wenn der Mensch nur entfernt Anlage zu einiger Liebenswürdigkeit hätte, wäre wenigstens Aussicht, etwas Idylle zu spielen; aber so" —

„Ach, auf das Idyllenthum will ich noch verzichten," meinte Josephine, „aber da fällt mir zu meinem Schrecken ein, daß Friedberg nicht einmal Whist spielt und die Mamsell auch nicht; wir bringen nicht einmal ein Whist zusammen. Ist das nicht zum Verzweifeln?"

„Was, nicht einmal ein Whist," rief Marianne, und schlug erschrocken die Hände über dem

Kopfe zusammen, „es gibt ja aber noch einen Pastor, Pachter, Förster."

„Soviel ich mich von meinem letzten Aufenthalte in Rosenau entsinne, der Gottlob nur ein paar Tage währte," versicherte Josephine, „erstreckt sich das Spielgenie der genannten Honoratioren nicht über den Schafkopf."

„Das sind Aussichten," meinte Marianne, „und wer weiß, wie lange uns der Papa da draußen sitzen läßt."

Frau Arnheim kehrte jetzt zurück, aber mit einem Gesicht, welches anzeigte, daß ihre Mission vollkommen mißlungen sei.

„Es ist alles vergeblich," sprach sie, „Euer Vater glaubt einmal, dem Grafen in geschäftlicher Beziehung die höchsten Rücksichten schuldig zu sein. Also trefft Euere Vorkehrungen. In zwei Tagen reisen wir nach Rosenau."

Die beiden Fräuleins bereuten jetzt vom Herzen, wegen des Verhaltens des Grafen zu Marien überhaupt solch ein Aufsehen gemacht und die Sache auf solche Spitze getrieben zu haben. Sie forschten darum die Mutter aus, ob man nicht lieber die so verletzende Auszeichnung Mariens geduldig ertragen sollte,

nur um in der Residenz bleiben zu dürfen; aber Frau Arnheim zuckte mit den Achseln.

„Ihr wißt," sprach sie, „worüber Papa einmal entschieden, das steht bei ihm so fest und ist so unantastbar, wie ein unterschriebener Wechsel. Da ist er reiner Zahlenmann. Außerdem glaube ich aber auch, daß wir es der Ehre unserer Familie schuldig sind, wenn wir unser Haus nicht zu Rendezvous reicher Wüstlinge mit unserm Dienstpersonale hergeben und also einen schicklichen Ausweg suchen, diesem Skandal aus dem Wege zu gehen. Und nach reiflicher Ueberlegung bleibt allerdings keine andere Aushilfe, als daß wir uns eine Zeitlang auf unsern Landsitz zurückziehen; hoffentlich, daß unser Exil nicht zu lange dauern wird, da die zärtlichen Passionen des Herrn Grafen in der Regel nicht von langer Dauer sind. Ich bin überzeugt, daß, sobald Alphons keine Gelegenheit mehr findet, unserer Demoiselle den Hof zu machen, ihm bald die Zeit lang und er sich nach einem andern Gegenstande seiner Neigung umschauen wird. Dann sind auch wir erlöst und kehren sofort ins Leben zurück. Wenn wir alsdann Marien aus unseren Diensten entlassen, so fällt das nicht auf, und kann sich der Graf dadurch im geringsten nicht verletzt fühlen und wird es nicht."

So war denn der Landaufenthalt unwiderruflich beschlossen.

Je schwerer aber diese Luftveränderung die beiden Fräuleins berührte, mit umso größerer Freude ward die Nachricht davon von Marien und Ehregott begrüßt.

Marien fiel eine wahre Felsenlast vom Herzen bei dem Gedanken, daß sie nun den Huldigungen des Grafen, die ihr so unendliches Herzeleid verursachten, entrückt werden sollte. Innig dankte ihr frommes Herz Gott für diese Gnade. Auch freute sie sich wie ein Kind auf das Leben auf dem Lande, auf die Einsamkeit, auf des Waldes Rauschen, auf die Sonnenuntergänge, auf die ländlichen Bewohner. Es waren das ihr ja alles wohlvertraute Dinge, an welche sich ihre schönsten Jugenderinnerungen knüpften.

Auch Ehregott that einen ordentlichen Luftsprung, als er die Kunde erhielt, daß es über Hals und Kopf aufs Land gehen solle.

„Das ist doch einmal ein gescheidter Einfall von Arnheims," sprach er für sich, „ich begreife nicht, warum sie nicht längst darauf gekommen sind. Es ist ja eine wahre Sünde, die schönen Monate hier in der lärmenden, staubigen Residenz zu verbringen, wäh-

rend draußen der Frühling und Sommer in aller Pracht über die Berge zieht. Dieser Entschluß kann mich sogar bewegen, den Bitten des Herrn Arnheim nachzugeben und noch eine Zeitlang das Amt eines Erziehers fortzuführen. Auf dem Lande erhalt' ich ja die herrlichste Muße, meine Studien so ungestört als immer möglich fortzusetzen. Es wäre ja auch eine wahre Sünde vonseiten meiner Prinzipalität, welcher der liebe Gott einen so herrlichen Landsitz verliehen, denselben unbenutzt zu lassen. Wie freue ich mich auf die Landpartieen, das Bergesteigen, auf die heitere Stille des Landlebens!"

Als daher Ehregott am Abend nach seinem stillen Zimmer zurückkehrte, griff er mit freudigem Danke in seine Harmonika und stimmte mit seiner zum Herzen sprechenden Stimme an:

‚Wie groß ist des Allmächtigen Güte,
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der Ihm gebührt?
Ja, Seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch Seiner nicht.'

Und am dunkeln Fenster im Vorgrunde des Gartens lauschte Marie. Ihre Hände waren gefaltet

und Dankesthränen erfüllten ihre Augen und mit leiser Stimme wiederholte sie mit tief bewegtem Herzen:

,Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch Seiner nicht.'

Zweites Kapitel.

Nachdem Apollonius Hornickel die Seekrankheit glücklich überstanden und wieder verdauungs- und mittheilungsfähig geworden war, hatte er vor Fidelis ein merkwürdiges Examen zu bestehen. Fidelis gab sich nämlich das Ansehen, als ob ihm außerordentlich daran gelegen sei, zu erfahren, in welchem Geiste und nach welchem Systeme der neue Kahameda zu regieren gedenke.

Ehe wir auf dieses Examen jedoch eines Weiteren eingehen, müssen wir kürzlich erwähnen, wie sich die Angelegenheiten hinsichtlich der Abreise von Kirchberg so schnell abgewickelt. Strichelius entfaltete hier wieder seinen ganzen Scharfsinn und Unternehmungsgeist. In der Stadt wurde das Gerücht verbreitet, daß der Zweck der asiatischen Gesandtschaft erreicht, indem sie in Apollonius Hornickel den Mann gefun-

den, welcher sich bereit erklärte, die abendländische Kultur nach dem Morgenlande zu tragen. Den Hornickel habe man deßhalb erwählt, weil zu dem Unternehmen Kapital gehöre. Hornickel solle die Leitung einiger neuanzulegenden großen industriellen Unternehmungen in Tauharawi übernehmen. Der Gewinn, der für ihn abfiel, war unermeßlich. Es stand ihm frei, nach einem bestimmten Zeitraum als „Rothschild der Zweite" nach Kirchberg zurückzukehren, falls er es nicht vorziehe, seinen bleibenden Aufenthalt im Morgenlande zu nehmen. Die Gesandtschaft, erfreut, endlich einen solchen unternehmungslustigen Kapitalisten aufgefunden zu haben, sprach ihre Dankbarkeit durch die zahlreichen wohlthätigen Gaben aus, welche, wie wir gesehen, zwar aus des Wucherers Beutel flossen, wozu aber die Gesandtschaft ihren Namen hergegeben. Strichelius galt öffentlich als der vom Hornickel auserwählte Reisebegleiter, führte aber im Kreise der Eingeweihten den Titel Reisemarschall und hatte Anspruch auf die Beigabe Hochwohlgeboren. Sein Unterhalt ward nicht von Hornickel, sondern von der Gesandtschaft bestritten, weil der Pfiffikus dem Fidelis zu Gemüthe gehalten, daß, wenn er von Hornickel geatzt werden sollte, er als gedörrter Pökling, ohne Lebensfähigkeit in Tauharawi

anlangen würde. Desgleichen hatte Fidelis für den Unterhalt der Familie des Barbiers Sorge getragen. Die Thränen, welche vonseiten der letztern, nachdem sie erfahren, daß für sie gesorgt sei, beim Abschied vergossen wurden, machten das Wasser in Kirchberg nicht größer. Zugleich war Strichelius für den Fall, daß man seiner Dienste nicht mehr bedürfe, für pensionsfähig erklärt worden.

Weit größere Schwierigkeit hatte es gekostet, den Moritz Bachmann vom Vaterherzen loszueisen, und es hatte hier des ganzen Einflusses der Gesandtschaft, sowie der Verschmitztheit des Strichelius bedurft. Da die Reise den alten Bachmann nichts kostete und er doch nicht wissen konnte, ob auf solcher Fahrt sein Sohn, da er zur Jurisprudenz einmal keine Lust habe, nicht vielleicht sein Glück machen könne, so ertheilte er endlich Urlaub auf ein Jahr. War dieses abgelaufen und hatte sich für Moritz kein sicherer Lebensberuf ausfindig gemacht, so sollte er (dieß waren die Worte des Alten) in den Juristenzwangstall zurückgemaßregelt werden.

Sowie die Sache mit dem alten Bachmann in Ordnung, war der angebliche Mohr als Generalquartiermeister vorausgereist und Moritz trat an

seine Stelle. Hornickel hat nie erfahren, daß unter der schwarzen Larve einer der Verschworenen gesteckt.

Tugendreich führte die Wirthschaft des väterlichen Hauses bis auf weitere Verhaltungsbefehle fort, während Fischel in sorgenfreien Ruhestand trat und nur zu leichten Dienstleistungen für das Haus Hornickel gehalten war.

Auch für Mutter Friedberg war gesorgt. Sie erhielt ihr Vermögen wieder, nebst sämmtlichen Verzugszinsen. Es war nicht groß, reichte aber vollkommen hin, die alte Frau vor Nahrungssorgen sicherzustellen; wie denn ebenfalls Hornickel eine Summe für das Studium Ehregott's berappen müssen. Auch stand der Wucherer jetzt nicht mehr dem befreundeten Verkehr zwischen seiner Tochter Tugendreich und der Mutter Friedberg im Wege.

Die Abreise der Gesandtschaft mit Hornickel und dessen Reisemarschall war in aller Stille erfolgt. Als eines Morgens die Kirchberger aufstanden und sich eben zum Frühstück niedersetzen wollten, lief die große Kunde durch die Stadt: Sie sind fort! Auf der Post erfuhr man nur soviel, daß die Reise direkt nach Hamburg gegangen.

Jetzt gewann Kirchberg und Umgegend Muße, über das außerordentliche Ereigniß im allgemeinen,

wie im besonderen geeignete Betrachtungen anzustellen.

Am wildesten geberdete sich Greifenhahn, der Kellerpachter, ob der urplötzlichen Abfahrt. Er hatte sich immer der freundlichen Hoffnung hingegeben, daß die hohe Gesandtschaft nicht unterlassen werde, dem Rathe, wie der verehrlichen Bürgerschaft eine kleine Abschiedfresserei bei ihm zu veranstalten. Auch hatte Strichelius halblaut durchblicken lassen, daß so was im Werke sei, nur sei man in der Wahl zwischen Schießhaus und Rathhaus nicht ganz einig. Jetzt wanderten in Strichelius' Wohnung Abends in der Dunkelheit vom Rathskeller aus wie in die Arche Noah und als ob die Barbierfamilie ein halb Jahr belagert werden sollte, die halbe Naturgeschichte an zahmem und wildem Geflügel, Kalbs- und Schöpskeulen, Servelat-, Trüffel- und Salamiwürste, Anchovis und Kaviar und ähnliche für des Barbiers Verdauung berechnete Gegenstände; wozu sich die entsprechende Zahl diverser Rheinweinausbrüche, sowie der zur Bereitung eines guten Glases Grog unentbehrliche Arac di Goa und hundertjähriger Cognac in freundlicher Eintracht gesellten.

Strichelius ließ sich natürlich den Mannaregen gefallen, und wenn Greifenhahn an der Rathhaus-

thür stand und er über den Markt ging, ließ er sich die paar Schritte nicht gereuen, sondern trat zum Kellerpachter, drückte ihm verständnißinnig die Hand und sagte: „Greifenhahn, was gemacht werden kann, wird gemacht, die Gänsebrust war delikat, werde nicht ermangeln, bei Exzellenz davon Notiz zu nehmen;" oder er sagte: „Der Schießhauswirth war auch bei mir, aber, 's wird nichts, der Mann ist ja gar nicht eingerichtet. Ich finde sein Verlangen ordentlich lächerlich."

Wie Orgelton und Glockenklang tönte solche Rede in Greifenhahn's Ohre wieder. „Werdet Eure Sachen schon machen, Herr Strichelius," war seine gewöhnliche Antwort, indem er sich recht behaglich die Hände rieb.

Jetzt, nachdem mit einemmale, in einer Nacht, Herr Mirza ben Hafiz sammt Hornickel'n und Strichelium über alle Berge waren, erkannte Greifenhahn mit zu rechtfertigendem Ingrimme, daß sein vergnügliches Händereiben ganz vergeblich gewesen, daß er sich dasselbe vollkommen hätte ersparen können. Der Gedanke, daß er dem Barbier für nichts und wieder nichts wie ein Hamster zugetragen, versetzte ihn in Wuth.

„Dieser Strichelius," sprach er zu sich „ist und

bleibt ein Lump. Ich wünschte, der Kerl würde von den Wilden an= und aufgefressen im Mohrenlande oder wo er sonst hingeht. Es ist entsetzlich. Ich habe bei dieser morgenländischen Geschichte sammt hinterasiatischer Gesandtschaft nichts als Schaden. Was hab' ich diesen Halunken, diesen Strichelius, die ganzen Wochen daher herangefüttert. Der Kerl war ordentlich dick geworden und muß delikat schmecken, so ihn die Wilden anschneiden, was ich der Kanaille aufrichtig wünsche. Wie gesagt, nichts hab' ich von der ganzen hinterasiatischen Gesandtschaft gehabt, nicht einmal einen Schnaps hat dieses Pack bei mir verzehrt. Wenn Herr Hafiz mir wenigstens die Suppe für die Armen zugewendet, die er so reichlich dotirt. So hat's die Armenkommission in die Krallen bekommen und wo die die Hand im Spiele, da ist für einen ehrlichen Wirth Hopfen und Malz verloren. Noch nie hat wohl ein Mensch so vergeblich die Wurst nach der Speckseite geworfen, wie ich nach diesem Strichelius; nicht eine Wurst hab' ich nach dem Kerl geworfen, eine ganze Rauchkammer. Und alles umsonst. Es ist, um sich die Haare einzeln auszuraufen."

Das Schlimmste bei dieser Angelegenheit war, daß Greifenhahn seinen Grimm gegen seine Gäste auch noch hinunterschlucken mußte und sich nichts davon

merken lassen durfte. Die Stimmung der Bürgerschaft hinsichtlich der hinterasiatischen Gesandtschaft war für letztere, wegen der zahlreichen Wohlthaten, die sie ausgestreut, eine außerordentlich günstige. Es wäre Niemandem zu rathen gewesen, auch nur Ein unschön Wort oder sonstige mißliebige Aeußerung über Mirza ben Hafiz und seine Begleiter vernehmen zu lassen. Namentlich war man im goldenen Wallfische, wo die Asiaten ihre Herberge genommen, voll Lobes ob der außerordentlichen Generosität dieser fremden Leute. Der Hausknecht Kilian, welcher fünf Dukaten Trinkgeld erhalten, lief mit der goldenen Spende von einem Hause zum andern und erhöhte dadurch die Ehrfurcht der Bürgerschaft für die Gesandtschaft um nicht geringes.

Die günstige Stimmung der Kirchberger hinsichtlich der fremden Gäste ging selbst auf die Person des Strichelius über, weil alle Welt wußte, daß derselbe in sehr intimen Verhältnissen zu der Gesandtschaft gestanden hatte.

„Wer hätte das von diesem übelberüchtigten Barbier geglaubt,“ sagte man, „aber sein Einfluß auf die Indier muß doch ein sehr wohlthätiger gewesen sein. Wie wäre Herr Mirza auf die zahlreichen milden

Stiftungen gekommen? Das konnte er bloß vom Strichelius wissen."

Namentlich war es auf dem Keller, wenn die Bürger daselbst versammelt waren, daß des Barbiers Lob an allen Orten erklang, wobei Greifenhahn fast aus der Haut zu fahren vermeinte und doch nichts sagen durfte.

„Er war nie mein Freund, dieser Strichelius," sprach der Zinngießer Geibel, „ich müßt' es lügen, aber wahr bleibt wahr, bei dieser orientalischen Geschichte hat er sich um die Stadt verdient gemacht. Greifenhahn, noch ein Frisches, dem Strichelius zu Ehren!"

Geibel hielt bei diesen Worten das geleerte Töpfchen empor.

„Mir auch ein Frisches zu Ehren des Strichelius," rief der Lohgerber Walter, „der Mann hat sich nobel gemacht."

„Wenn Ihr's nur wüßtet, Ihr Ochsen," sprach Greifenhahn und schenkte voll Ingrimm die Gläser voll.

„Ich möchte doch wissen," fuhr der Zinngießer fort, „wodurch es diesem Pfiffikus, diesem Strichelius, gelungen, solches Entrée bei den Indiern zu finden? Man munkelt dieß und jenes."

„Was ist da zu munkeln," sprach Walter, „Strichelius ist ein umsichtiger, unternehmender Mann, der sich in die Welt zu schicken weiß, und der auch nicht ohne Vortheil von der Bank zu fallen versteht."

„Ja, das versteht er," seufzte Greifenhahn, dessen verschwendete Würste und Viktualien an seinem innern Gesicht vorüberzogen. Der einzige Vortheil, welchen Greifenhahn des Barbiers Freundschaft verdankte, war das Geheimniß wegen der Operation. Dieses Geheimniß lag mit wahrer Zentnerlast auf ihm und er hätte diese Last vors Leben gern abgeschüttelt, hätte er sich nicht vor dem furchtbaren Eide gefürchtet, den er geschworen hatte.

Solange Strichelius noch in Kirchberg anwesend, trug Greifenbahn wie ein mexikanischer Lastträger an dem Geheimniß, und widerstand mit spartanischer Tapferkeit aller Versuchung. Nachdem ihn aber der Barbier böslich verlassen und so schändlich an ihm gehandelt, indem er ihm das Abschiedessen nicht zugewandt, ward für Greifenhahn die Last vollends unerträglich. Er glaubte jetzt dem Strichelius durchaus keine Verbindlichkeit mehr schuldig zu sein. Er suchte darum sein Gewissen nach allen Regeln der Dialektik hinsichtlich des zu brechenden Eides zu beruhigen, indem er zu sich sagte: „Was kann es

Herrn Mirza verschlagen, ob jetzt auch die Bürgerschaft erfährt, daß ihm das Gesicht infolge einer barbarischen Kriegssitte nach hinten gestanden hat? Das ist kein Fehler, das ist ein Unglück. Aber wenn ich mit der Sprache herausgehe, steigt dieser Rakker, dieser Barbier, auch noch als Operateur. Die Verehrung steigt und man ist im Stande, ihm unter entsprechender Feierlichkeit ein Denkmal zu setzen, wozu ich als Patriot beisteuern soll. Das wäre mein Letztes. Auch steht zu befürchten, falls ich losschieße, daß sich Rattenspazer aus Brotneid ein Leids anthut, und den darf ich jetzt nicht aus der Contenance bringen, da mir drei Kinder an den Masern liegen."

Also hinsichtlich des Eides hätte Greifenhahn weniger Schwierigkeit gehabt, sich mit seinem Gewissen abzufinden; aber daß er durch den Eidbruch auch noch zur Verherrlichung seines Feindes beitragen sollte, das war für den Kellerwirth zu viel verlangt. Er war darum für einen Ausweg bemüht. Er wollte sich das Ansehen geben, als wisse er den Grund, warum sich Strichelius der Gesandtschaft in solchem Grade attachirt, und doch andererseits wollte er das Verdienst des Barbiers um allen etwaigen Nimbus bringen.

Als daher der Zinngießer Geibel mit dem Loh=

gerber Walter sich über anberegte Frage vergeblich den Kopf zerbrachen, sprach Greifenhahn die inhaltschweren Worte: „Wenn Ihr schweigen wollt, ich kenne den Haken."

„Oho," lachten die beiden Bürger, „Ihr wärt gewiß der letzte, dem man so ein Geheimniß auf die Nase gebunden."

Greifenhahn, den diese Worte in seiner Autorität nicht wenig ärgerten, schwur jetzt bei Sonne, Mond und Planeten, daß er es aus des Strichelius eigenem Munde mit eigenen Ohren gehört habe.

„Na, Greifenhahn," lachte der Zinngießer, „wenn Ihr etwas gewußt hättet, dann wär's so gut, als hätte es im Wochenblatte gestanden."

„Ich durfte ja nicht," remonstrirte der Kellerpachter, „mich band ein Eid, solange die Gesandtschaft noch in Loco; ich mußte reinen Mund halten."

„Also heraus mit der Sprache," rief der Lohgerber, „welche Bewandtniß hat es mit des Strichelius Freundschaft zur fremden Gesandtschaft?"

Greifenhahn that noch immer sehr geheimnißvoll.

„Es handelt sich um eine Operation," sprach er.

„Um eine Operation?" frugen die beiden Bürger, „was für eine Operation?"

Um jetzt das Verdienst des Strichelius möglichst zu neutralisiren, fuhr Greifenhahn fort. „Der Barbier hat dem Gesandten einen Nasenpolypen ausgezogen!“

„Einen Nasenpolypen,“ lachte Geibel, „laßt Euch nicht auslachen. Greifenhahn, ein Nasenpolype zieht nicht, den konnte Rattenspazer auch operiren. Das ist weder eine große Kunst, noch ein groß Verdienst. Nichts da, da hat Euch Strichelius mit dem Nasenpolypen nichts als selber eine Nase aufgesetzt; mein Schwager, der Neumüller, litt auch daran, er schnappte bereits nach Luft, wie ein Karpfen, der im Trocknen; Rattenspazer hat ihn in kürzester Zeit von dem Beeste befreit.“

Greifenhahn wollte verzweifeln, daß er das Geheimniß wußte und doch nicht damit vorfahren durfte, um den Strichelius nicht im Brillantfeuer strahlen zu lassen.

„Der Strichelius,“ sprach der Zinngießer, „muß seine aparten Meriten bei der Gesandtschaft gehabt haben. Ja, wer die wüßte.“

Jetzt war es für Greifenhahn keine Möglichkeit, länger zurückzuhalten. Das Geheimniß hätte ihn umgebracht.

„Ihr habt Recht,“ platzte er heraus, „es war keine Polypenoperation, es war eine weit furchtbarere.“

„Eine weit furchtbarere?“

„Ja,“ fuhr Greifenhahn fort, „es ist schrecklich, wenn man daran denkt — aber, Gelbgießer — Lohgerber — so Ihr ein Wort —“

„Zur Sache!“ drängten die beiden Bürger.

Greifenhahn fuhr fort und theilte die entsetzliche Lage des Mirza ben Hafizischen Kopfes mit, nebst der gelungenen Operation, sowie er sie von Strichelius selbst erfahren hatte, auf die Gefahr hin, daß die Bürgerschaft jetzt seinem Feinde ein Denkmal setze.

Kaum aber hatte Greifenhahn seinem Herzen Luft gemacht und die gräßliche Geschichte mitgetheilt, als die beiden Zuhörer in das unauslöschlichste Gelächter ausbrachen.

„Ich begreife gar nicht,“ frug der Kellerpachter ordentlich gereizt, „was es bei so grausen Geschichten zu lachen gibt?“

„Die grausigen Geschichten,“ erwiederte Geibel, „belachen wir auch nicht, sondern, daß Ihr, Greifenhahn, Euch von dem verschmitzten Barbier also habt leimen lassen. Das ist ja eine Stricheliade, wie nur eine.“

Greifenhahn wußte jetzt gar nicht, was er für

ein Gesicht machen sollte. Anfangs wollte er das unbändige Gelächter des Lohgerbers und Zinngießers übelnehmen; als ihm endlich ein infernalisches Licht aufging, daß ihn der schändliche Barbier auch in der Geschichterzählung konnte hintergangen haben.

„Nein, sagt 'mal, Greifenhahn," frug gutmüthig Walter, „habt Ihr wirklich einen Augenblick an dieses Märchen, das gegen allen gesunden Menschenverstand verstößt, glauben können, zumal es von Strichelius ausging, der Niemanden ungeneckt ließ? Thut mir den Gefallen und erzählt's nicht weiter, Ihr wärt für ein halb Jahr geliefert und der Spottlust von ganz Kirchberg ausgesetzt."

Greifenhahn, der jetzt seine Thorheit einsah, machte zum bösen Spiele gute Miene und gab zu verstehen, daß er sich selbst habe nur ein Späßchen machen wollen. Den Strichelius verwünschte er aber im Innern nur umsomehr. Er fand sich jetzt von demselben doppelt barbiert.

Es währte nicht lange, als sich die Stube noch mehr mit Gästen füllte. Wie in der Regel, war auch dießmal die schnelle Abreise der Gesandtschaft sammt Hornickel'n und Strichelius der Gegenstand des Gesprächs.

„Wie ich mir habe sagen lassen," sprach der Bäcker Stutz, „ist auch Bachmann's Moritz bei der

morgenländischen Expedition. Sie haben ihm auf der Universität ein Jahrlang Urlaub ertheilt, den will er zu dem Abstecher benutzen."

„Mich wundert," meinte der Gelbgießer, „daß der Alte seinen Konsens gegeben."

„Warum sollt' er nicht," sagte Stutz, „freie Station und Auslösung, unter solchen Bedingungen führ' ich selber mit."

Der Horndrechsler Leonhard meinte: „Wenn sich die Hinterasier um nichts verdient gemacht, so doch darum, daß sie uns auf eine Zeitlang von diesem Hornickel befreiten."

„Ich möchte übrigens wissen," fügte Schlosser Rätzsch hinzu, „was sie grade an dem Wucherer für einen Narren gefressen haben."

„Je nun," versetzte Leonhard, „sein Geld ist auch kein Blech; aber solchen Unternehmungsgeist hätt' ich bei dem feigen Kerl, der sich in der Dunkelheit kaum vor die Stadtthore getraute, nicht für möglich gehalten."

„Wer weiß," sprach der Gelbgießer, „was für goldene Berge man ihm vorgemalt. Wer bezahlt denn aber für den Strichelius und der läßt sich unterwegs gewiß nichts abgehen?"

Der alte pensionirte Hauptmann von Knopfdistel,

der unter den Bürgern die Stellung eines delphischen Orakels einnahm, that jetzt seinen Mund auf, indem er nachdenklich seinen Pfeifenkopf ausklopfte und sagte: „Das Ding scheint mir überhaupt einen Haken zu haben. Die Sache ist noch nicht ganz abgeklärt. Die kann noch zu diplomatischen Explikationen Veranlassung geben. Der Himmel wende alles zum Besten."

„Machen Sie uns nicht bange, Herr Hauptmann," sprach der Gelbgießer.

„Abwarten, abwarten, sag' ich, weiter nichts," sagte der Delphier.

„Ja," meinte der Horndrechsler, „weiter bleibt uns auch nichts übrig; aber unsere Meinungen, unsere Ansichten austauschen über anberegten außerordentlichen Fall, muß uns unbenommen sein."

„Bleibt uns unbenommen," wiederholte der Hauptmann, „aber mit Vorsicht zu Werke gehen, nicht ins Blaue hinein. Ich habe meine Vermuthungen — doch 's ist gut."

Dieses: ‚Doch 's ist gut,' war der umsitzenden Bürgerschaft aber eben nicht gut. Es war nur neue Nahrung und neuer Zündstoff für die spießbürgerliche Neugier. Man fing darum an, den Hauptmann von Knopfdistel wie eine Festung förmlich zu belagern. Der Bäcker Stutz, der nach Enthüllungen der pen-

sionirten Pythia am meisten dürstete, leitete die Belagerungsarbeiten und kam nach Eröffnung der ersten Parallele wirklich dahin, daß Knopfdistel abermals die Pfeife ausklopfte und die verhängnißvollen Worte sprach: „Ich will nichts gesagt haben.“

Daß mit dieser schwachen Beute die Belagerer nicht zufrieden waren, verstand sich von selbst. Stutz minirte darum mit Ausdauer weiter, ward zuweilen vom Horndrechsler und dem Gelbgießer abgelöst oder unterstützt, und das Ergebniß der zweiten Parallele waren die Worte Knopfdistel's: „Man hat Exempel von Beispielen!“

Auch hiermit erklärte sich das Braunbier trinkende Belagerungsheer für durchaus unbefriedigt, und der unternehmende Stutz legte Hand an die Eröffnung der dritten Parallele. Der Horndrechsler half mitraspeln, so gut es seine Geschicklichkeit erlaubte; auch der Lohgerber schonte dießmal seine Lohe nicht; und diesen vereinten Bemühungen gelang es, der alten zähen Festung so nahe zu kommen, daß sich Knopfdistel zu dem Ausspruche veranlaßt fand: „Es wäre nicht das Erstemal.“

Da stand das Belagerungsheer. Alle Anstrengungen waren vergeblich gewesen. Man verzweifelte, die Festung zu überwinden und hinter den Sinn

der geheimnißreichen Aussprüche zu kommen. Wenn aber kein deutscher Spießbürger sich mehr Raths weiß, ist es der Schneider, der aus der Noth hilft. So auch dießmal.

Ganz am Ende des sogenannten Räsonnirtisches auf dem kirchberger Rathskeller saß eine kleine Figur, die dem Damenschneider Mittenentzwei angehörte, welcher der Unterhaltung bereits seit längerer Zeit aufmerksam zuhörte und hauptsächlich den Belagerungsarbeiten gegen die Festung Knopfdistel mit Interesse gefolgt war. Als daher die von der Belagerung ermatteten Bürger mit Resignation nach ihren Bierkrügen faßten, um sich zu stärken, tönte die scharfe Diskantstimme des Damenschneiders über die Tafel und sprach: „Der Herr Hauptmann scheinen selber nicht zu wissen, woran Hochdieselben sind. Der Herr Hauptmann scheinen, sozusagen, sich in einem gewissen Duster zu befinden.“

Das war mehr, als ein pensionirter Hauptmann am Räsonnirtische des Rathskellers von Kirchberg von einem Schneider zu ertragen vermochte. Die Worte des Schneiders hatten die Wirkung wie die des glühenden Schwammes, ins Pulverfaß geworfen. Knopfdistel's Miene nahm einen grimmigen Ausdruck an, in welchem sich allerhöchste Schneiderverachtung aus-

sprach. Knopfdistel hielt es anfangs als gedienter Mann vollkommen unter seiner Würde, einem Schneider überhaupt zu antworten, als der kleine Damenschneider in seinem schneidenden Diskante fortfuhr: „Wenn der Herr Hauptmann was wüßten, würden es der Herr Hauptmann sagen, aber der Herr Hauptmann scheinen nichts zu wissen.“

Die Autorität und Würde des Kriegers war durch diese kecke Schneiderrede auf eine Art alterirt, daß Knopfdistel es sich schuldig zu sein glaubte, etwas dagegen zu thun.

„Wenn ich noch im Dienste,“ sprach er, „würde ich diesen schiefgewachsenen Schneider an die Wand spießen, sofort!“

„Ach, so blutgierig sind der Herr Hauptmann nicht,“ erwiederte Mittenentzwei.

Knopfdistel hielt das grimmigste Gesicht, das er in der Eile aufzutreiben vermochte, nach der Gegend hin, wo der kleine Schneider saß, und sagte: „Ich würde einen Schneider nicht fragen, wenn ich ihn spießen wollte, wie eine Zitrone trüg' ich ihn auf meinem Degen.“

Das resolute Schneiderlein antwortete: „Wie eine Zitrone? Seit wann sind der Herr Hauptmann Grabebitter geworden?“

Knopfdistel gerieth nur immermehr in Wuth.

„In Kochstücke,“ sprach er, „verdient so ein vorlauter Schneider gehackt zu werden, zu Bratwurst verarbeitet, daß die Welt befreit werde und nichts von ihm übrigbleibe.“

„I, seit wann sind denn der Herr Hauptmann ein Fleischer geworden?“ gab der kleine Schneider, der sich nicht werfen ließ, zurück.

„Ruhe,“ gebot endlich Knopfdistel und schlug diktatorisch auf den Tisch, „ich will weiter nichts hören.“

„Aber wir möchten gern was hören,“ tönte die Diskantstimme.

Der Gelbgießer wandte sich jetzt zum Hauptmann und flüsterte ihm ins Ohr: „Herr Hauptmann, Sie werden sich doch nicht vom Schneider sagen lassen, daß Sie in anberegter Sache nichts wüßten.“

„Wohl weiß ich was in anberegter Sache,“ platzte das Orakel jetzt heraus, „ich will's auch nicht länger bei mir behalten, damit der elende Schneider nicht denke, unsereins hätte nicht seine Vermuthungen. Ja, heraus soll's, wißt Ihr, wonach die ganze hinterasiatische Gesandtschaft riecht?“ —

„Wonach riecht sie denn?“ frugen die Bürger.

„Wahrscheinlich nach Moschus,“ tönte die Diskantstimme des kleinen Schneiders.

„Ruhe auf der Gallerie,“ kommandirte Knopfdistel, den die Zwischenrede des Schneiders von neuem in Harnisch brachte, „man rede, wenn man gefragt wird. Die hinterasiatische Gesandtschaft riecht nach“ —

Das versammelte Bürgerthum begriff gar nicht, wie eine Gesandtschaft überhaupt riechen könne.

Die Spannung hatte daher den höchsten Grad erreicht. Eine allgemeine erwartungsvolle Stille erfolgte. Diese allgemeine Stille unterbrach der kleine Schneider wieder mit den Worten: „Sie riecht nach Juchten.“

„Himmeldonnerwetter,“ brauste der sich von neuem für beleidigt haltende Knopfdistel auf, „ich werde dieses unerträgliche Echo krummschließen lassen.“

„Brauchen sich nicht zu inkommodiren, bin schon krumm,“ tönte der hohe Diskant.

„Auf diese Weise erfahren wir unser Lebetag nichts,“ sprach der Horndrechsler, „also werthgeschätzter Herr Hauptmann, wonach riechen die Hinterindier?“

Knopfdistel hielt jetzt geheimnißvoll die Hand an den Mund und neigte sich zu den Umsitzenden, welche alle die Köpfe vorbeugten, damit das große Geheimniß ihnen nicht entgehe, und sagte mit ge-

dämpfter Stimme: „Die Gesandtschaft riecht nach — Sklavenhandel.“ Nach diesen Worten legte sich Knopfdistel erhaben zurück und sagte laut, daß es auch der kleine Schneider deutlich vernehmen konnte: „O, mich macht man nicht dumm!“

„Ist gar nicht erst nöthig,“ rief die Diskantstimme vom untern Ende der Tafel.

Knopfdistel wandte sich an die Umsitzenden.

„Wollen wir diesen elenden Schneider,“ frug er, „nicht hinauswerfen?“

„'s ist ein Schneider,“ beruhigte der gutmüthige Lohgerber, und gab durch den Ton seiner Worte zu verstehen, daß man diesen manches nachsehen müsse.

Das Wort ‚Sklavenhandel‘ hatte indeß nicht verfehlt, die umsitzende Bürgerschaft zu tiefem Nachdenken zu veranlassen. Der Horndrechsler war der Erste, welcher wieder das Wort ergriff und einige Zweifel lautwerden ließ.

„Wenn es sich um Sklaven handelte,“ sprach er, „da würde man sich doch nicht den dicken feisten Hornickel ausgesucht haben; was wird der zu arbeiten vermögen, selbst wenn die Peitsche des Sklavenvogts ihm fortwährend auf dem Rücken umhertanzt.“

Knopfdistel gab durch eine Miene und Bewe-

gung zu verstehen, daß man rede, wie man es verstehe.

„Man sieht wieder einmal den Wald vor Bäumen nicht," hub er an, „den Hornickel fischte man nicht wegen seiner Arbeitskraft, sondern wegen seines Geldbeutels, der muß sich auslösen."

Das ließ sich hören, und die Bürgerschaft trank mit Schaudern ihr Bier, sich in Sklavereiideen vertiefend.

Knopfdistel ging jetzt an ein näheres Motiviren seines Verdachtes ein.

„Die frommen Gaben," fuhr er fort, „waren nichts als die Lockspeise, um Rath und Bürgerschaft sicherzumachen. Bald wird ein Brief kommen vom Hornickel oder dem Barbier, wie schön sich's im Morgenlande lebt, man solle doch nachkommen, man wird selbst Reisegeld schicken. Aber nur kräftige Landbauer, wird es heißen, werden gewünscht. Unsere jungen Bürger werden alles glauben, weil es schwarz auf weiß steht, sich einschiffen, ans unbekannte Land steigen, und futsch sind sie, mit Ketten beladen, in hohe Reisfelder gesteckt, wo man den längsten Mann nicht hervorgucken sieht. O, 's ist alles dagewesen. Mich macht man nicht dumm!"

Die Bürgerschaft schauderte von neuem. Man ent-

sann sich, in der Jugend von gepreßten Sklaven allerdings gelesen zu haben. Auch hatte der Calcante, der als holländischer Matrose ein paarmal um die Welt gefahren, in Sklavenangelegenheiten grausige Dinge erzählt. Die Bürgerschaft gab sich den düstersten, nachdenklichsten Betrachtungen hin, und selbst der kleine Schneider, der durch Zweifelsucht den Sklavenansichten Knopfdistel's zu kontrekarriren bemüht war, fand keinen Anklang und war nicht im Stande, die düstere Stimmung am Räsonnirtische zu zerstreuen. Die Autorität des pensionirten Hauptmanns, die durch die malitiösen Nadelstiche des kleinen Schneiders sehr alterirt worden, war durch seine Sklavereivermuthungen vollkommen in integrum restaurirt.

Während man sich aber auf dem Rathskeller zu Kirchberg den düstersten Betrachtungen über das traurige Geschick der Ausgewanderten hingab und den schwärzesten Phantasieen freien Lauf ließ, saßen die Betreffenden wohlgemuth auf dem flotten Kauffahrer des Kapitäns Walker und amüsirten sich jeder nach seiner Weise.

Strichelius konnte auch auf dem Meere seine Neckereien nicht lassen und trieb bald mit dem Koche, bald mit den Schiffsjungen seinen Schabernack. Bachmann stand mit dem Hochbootsmann auf sehr be-

freundetem Fuße. Er ließ sich von demselben über die Bauart des Schiffes und viele andere damit in Verbindung stehende technische Gegenstände unterrichten; während Fidelis Hornickel'n in der Kajüte über Regentenkunst examinirte. Es machte Ersterem ungemein Vergnügen, zu untersuchen, zu welchen Regierungsprinzipien sich ein Wucherer wohl hinneigen werde. Er stellte daher seine Fragen wie ein geschickter Examinator, so daß Hornickel mit seinen despotisch-tyrannischen Gesinnungen alsbald wie eine Brillenschlange aus ihrer Höhle hervortrat.

„Also für eine konstitutionelle Regierungsform," fuhr Fidelis fort, „könnten sich Hoheit nicht entschließen?"

„Nichts da," entschied Hornickel, „werd' ich mich mit naseweisen Advokaten und vorlauten Bauern herumstreiten! Das fehlte! Der Teufel hat diese Konstitutionen erfunden, sind weder Fisch noch Vogel, kosten eine Menge Geld und bringen nichts ein."

„Aber ohne alle Vertretung," hielt Fidelis entgegen, „wird sich die Sache wohl nicht thun lassen. Einen Schimmer landständischer Vertretung haben die Bewohner von Tauharawi seit urdenklichen Zeiten genossen."

„Nun, wenn es einmal ohne langweilige und

kostspielige Landstände nicht geht," versetzte Hornickel, „werde ich mir meinen Landtag selbst wählen."

„Selbst wählen?" frug Fidelis, „in der That ein origineller Gedanke von Ew. Hoheit."

„Ja," fuhr die Hoheit fort, „ich werde die Landstände selber wählen und dem Volke zur Wahl von ihrer Seite präsentiren."

„Wenn aber diese Regierungskandidaten gleichwohl die erforderliche Majorität nicht erhalten?"

„Das laßt unsere Sache sein," beruhigte Hornickel, „da müßte ich den Strichelius nicht bei mir haben. Mit ein paar Tonnen Braunbier richtet man bei Volkswahlen viel aus. Und geht's mit Braunbier nicht, je nun, gibt's noch andere Mittel, die Revolutionäre im Zaume zu halten. Es kommt alles darauf an, wer die Stimmzettel schreibt."

„In Tauharawi," sprach Fidelis, „liegt die ars scribendi noch in den Windeln. Kaum der Tausendste hat es zum ABC gebracht."

„Desto besser," nickte Hornickel, „so schreibt ein der Regierung ergebener Mann die Zettel. Wir haben das bei der letzten Stadtverordnetenwahl auch so gemacht."

Fidelis erkundigte sich in seinem Regierungs-

examen jetzt, wie es Seine Hoheit wohl mit den Finanzen werde zu halten geruhen?

Hornickel's Antlitz legte sich in sehr wohl zufriedene Falten, als auf diesen angenehmen Punkt die Rede kam.

„Ich werde," sprach er, „hier die möglichste Vereinfachung eintreten lassen. Die Steuereinnehmer werden angewiesen, ihre Gelder direkt an meine Person einzuzahlen; ich stelle Quittung aus und die Sache ist abgemacht."

„Hoheit wollten sich mit diesem umfänglichen Geschäft belasten?"

„Ja, besser ist besser. Ich weiß alsdann, was ich im Kasten habe."

„Aber die Kontrolle?"

„Was Kontrolle. Ich bedarf keiner Kontrolle."

„Der Rechenschaftsbericht?"

„Ein Rechenschaftsbericht soll beschafft werden, nur erst 's Geld her."

„Und hinsichtlich der Ausgaben?" erkundigte sich Fidelis weiter.

„Wer was rechtlich zu fordern, hat sich bei mir zu melden. Ich knappe da stets was ab. Auf dieses Abknappen versteh' ich mich meisterlich. Langjährige Praxis steht mir hier zur Seite. Ihr glaubt

gar nicht, was erspart wird, wenn bei jeder Forderung was abgezwackt wird."

„Aber wenn sich nun Vorzeiger der Forderung nichts abzwacken lassen will?"

„Da heißt's, komm' Er in vier Wochen wieder. Und ist er dann ebenso stöckisch, heißt's, komm' Er in sechs Wochen wieder. Da wird der Lümmel zahm, glaubt mir. Ich spreche aus Erfahrung."

„Bei dieser außerordentlichen Haushaltung," sprach Fidelis, „dürfte sich wohl bald ein Steuererlaß zur Freude der Bewohner von Tauharawi herausstellen?"

„Von Steuererlaß," gab Hornickel, „kann in den ersten Jahren gar keine Rede sein. Steuererlaß wird überhaupt von jedem Finanzmanne zu den ausschweifenden Ideen gerechnet. Jeder Regierungswechsel ist mit Unkosten verknüpft. Also dürfte ein mäßiger Zuschlag wohl eher am Platze sein."

Fidelis kam jetzt auf das Kriegswesen zu sprechen.

„Die stehende Armee," sagte er, „kostet schöne Summen."

„Warum schickt man die Soldaten nicht auf Urlaub?"

„Es will sich nicht immer thun lassen."

„Warum soll sich das nicht thun lassen?"

„Wegen der feindlichen wilden Nachbarstämme, die häufig Einfälle thun und unsere Pflanzungen zerstören."

„Pfui Teufel," sprach Hornickel, „kann man die Kerle nicht mit einem Stück Geld abfinden?"

„Man hat es versucht," erwiederte Fidelis; „aber diese wilden Stämme sind dadurch nur habgieriger und raubgieriger geworden. Indeß gibt sich das Volk von Tauharawi der frommen Hoffnung hin, daß der neue Kahameda sich an die Spitze unserer braven Truppen stellen und die wilden Stämme ausrotten wird."

Das Gesicht Hornickel's nahm bei den letztern Worten des Fidelis sichtlich an Länge zu.

„Ich soll mich an die Spitze stellen?" frug er. „Das steht ja gar nicht in meinem Kontrakte, den ich als Thronfolger unterschrieben?"

„Persönliche Tapferkeit wird bei einem Kahameda als selbstverständlich vorausgesetzt. Uebrigens können Hoheit vollkommen ruhig sein, und sich in das dichteste Gewühl des Feindes stürzen, die Ratte hat die Eigenschaft, daß sie schuß-, stich- und hiebfest macht."

„Der Teufel auch," brummte Hornickel, „darauf mag ich's nicht ankommen lassen."

„Es ist allgemeiner Glaube in Tauharawi, daß die Ratte schützt.“

„Das ist Aberglaube,“ rief Hornickel, „diesem Aberglauben zu Gefallen mag ich mich nicht anschießen lassen.“

„Es kommt auf den Versuch an.“

„Was ist da zu versuchen. In meinem Leben hab' ich nicht gehört, daß ein Muttermal so auffallende Eigenschaften hätte. Uebrigens muß es bei einer Armee doch einen General geben, welcher sich's zur höchsten Ehre schätzt, die tapferen Krieger ins Feuer zu führen. Ich muß also sehr darauf bestehen, daß die Person des Monarchen von derartigen Zumuthungen verschont bleibe.“

„Leider erheischt es aber ein altes Herkommen,“ hielt Fidelis entgegen, „daß der Kahameda wenigstens die Garde persönlich anführt.“

„Mit dem alten Kahameda,“ sprach Hornickel eifrig, „hört aber das alte Herkommen auf und mit dem neuen fängt das neue Herkommen an. Ich lege daher den Oberbefehl in die Hände eines würdigen Generals. Er kann sich mit Ruhm bedecken, soviel er Lust hat. Ich geize nicht nach Lorbeeren. Auch dürften die Kassengeschäfte meine Zeit viel zu

sehr in Anspruch nehmen, als daß ich mich um Kommandoangelegenheiten zu bekümmern vermöchte."

„Hoffen wir," versetzte Fidelis, „daß ein hoher Staatsrath von den Kommandoangelegenheiten, so sie die Person von Hoheit betreffen, Umgang nimmt; aber das Skalpiren dürfte dem künftigen Kahameda auf keinen Fall erlassen werden. Hier sind die Gesetze ungemein streng und heiklich."

„Was ist das, Skalpiren?"

„Hoheit haben zur Probe, daß Hochdieselben den indischen Sitten nicht fremd, einen feindlichen Gefangenen, der stets dazu aufbewahrt und gefüttert wird, die Kopfhaut mit sammt dem Haarwuchs vermittelst dreier Schnitte mit dem Tomahawk abzuziehen."

„Der Kerl wird aber nicht stillhalten, wenn ich an ihm herumschneide."

„Er ist gefesselt," beruhigte Fidelis.

„Aber wenn die Bestie beißt?"

„Sobald Hoheit den ersten Schnitt rund um die Stirn vollbracht, vergeht ihr das Beißen."

„Das ist aber eine gräßliche Prozedur."

„Allerdings für europäische Begriffe etwas bizarr. Doch gewöhnt man sich bald daran."

„Könnte man denn hier nicht einen Stellver-

treter ermitteln, vielleicht den Strichelius, der ist in solchen Dingen bewandert, der schneidet, wenn's sein muß, den Kopf herunter."

„Dürfte sich wohl nicht arrangiren lassen, doch fassen Hoheit Beruhigung. Nach einstündigem Unterricht ist die Kunst erlernt."

„Eine barbarische Kunst. Muß denn der Geskalpte lange zappeln?"

„Sobald der Haarbusch herunter," versetzte Fidelis, „bedarf's eines gründlichen Schlages des Tomahawk in den Nacken und der Skalpirte hat genug für Zeitlebens."

„Man ist aber doch noch entsetzlich in der Kultur zurück," sprach Hornickel, „ich werde da zu thun bekommen, nur einwenig abendländische Sitte in diese verwilderte Gesellschaft zu bringen."

„Mit der Skalpirung," fuhr Fidelis fort „dürften jedoch die etwas alterthümlichen Zeremonien ihr Ende erreicht haben; es bliebe bloß noch das Frühstück aus dem Todtenschädel."

„Was," rief Hornickel, „ein Frühstück aus einem Todtenschädel, mir schauert die Haut."

„Jeder neue Kahameda hat einem uralten Herkommen gemäß die Verpflichtung, bei Antritt der

Regierung die Gesundheit des Volkes aus einem feindlichen Todtenschädel zu trinken."

„Weiß denn aber der Senat und das Volk von Tauharawi," fuhr Hornickel entsetzt heraus, „daß sich bei solcher Trinkerei mein ganzer Magen umwendet? Ich lasse die beste Suppe stehen, sobald eine todte Brummfliege darin schwimmt — geschweige aus einem Todtenschädel — brrrrr — ne, damit wird's nichts."

„Hoheit müssen doch nur bedenken," beruhigte Fidelis, „daß der Schädel nicht etwa blutig, wie sich vielleicht Hochdero ausschweifende Phantasie vorzumalen beliebt: bewahre, er ist sauber polirt, kunstreich in Silber gefaßt, mit Goldbuckeln und sonstigem Zierrath versehen."

„Was helfen mir die Buckeln und Zierrathen," eiferte Hornickel, „aber 's dreht sich in mir der Magen, ein Menschenschädel, 's ist gräßlich."

„Wollen Hoheit bedenken," hielt Fidelis mit Ruhe dagegen, „daß selbst ein großer englischer Dichter, Lord Byron, täglich seinen Wein aus einem ähnlichen Schädel trank."

„Das kann einem überschnappten Dichter und Engländer passiren, aber einem anständigen deutschen Bürger und Hausbesitzer kann man so was nicht zumuthen."

„Es wird sich schon arrangiren lassen.“

„Nichts wird sich arrangiren lassen; aus einem Schädel sauf' ich nicht, da sind mir meine Gedärme zu lieb.“

„Wie sich Hoheit in einer Ausdrucksweise gefallen, die sich mit Hochdero hoher Stellung gar nicht vereinbaren will!“

„Der Teufel mag höflich bleiben bei solchen unmenschlichen Zumuthungen!“

„Verlassen wir das Kapitel,“ sprach Fidelis begütigend, „und kommen wir aufs Schulwesen. Wie gedenken Hoheit es in dieser Beziehung zu halten?“

„Zu viel Aufklärung taugt dem Volke nicht,“ sprach Hornickel, „es wird nur unzufrieden und aufrührerisch. Ich werde die Schulmeister ganz streichen. Wenn die Jungen stillsitzen lernen und es bis zu zweimal zwei vier bringen, ist es hinreichend. Das können alte Invaliden verrichten. Ich will keine gelehrte Unterthanen, ich will gehorsame Unterthanen, die nicht räsonniren und pünktlich zahlen, was sie sollen.“

„Was soll aber mit den Herren Lehrern werden, die sich bereits in Amt und Brot befinden und sich allein diesem Lebensberufe gewidmet haben?“

„Sollen Leinweber werden, da können sie ihre

überspannten und hochverrätherischen Gedanken verweben. In der Leinwand schaden sie weniger, als in den Köpfen einer unverständigen Jugend."

„Diese armen Lehrer hatten aber von dem neuen Kahameda eine Verbesserung ihrer sehr gedrückten Lage gehofft," sprach Fidelis.

„Was wollen diese Leute?" frug Hornickel, „so sie die Schulmeisterei an den Nagel hängen und Leinweber werden, stehen sie sich weit besser; wenigstens kommt das in Deutschland vor. Was will Tauharawi vor Deutschland, dem Volke der Denker, voraushaben? Einem Volke, das viel denkt, taugen gar keine Schulmeister: da ist jeder Einzelne für sich schon Schulmeister.

„Sollte es mit der Weberei nicht gehen," fuhr der schulmeisterfreundliche Hornickel fort, „es treten manchmal Stockungen im Bedarf ein, sollen die Schulmeister von Tauharawi zu dem patriarchalischen Amte der Hirten zurückkehren. Auf dem Dorfe Hammelswalde im stockewalder Kreise steht sich der Hirt weit besser, als der Schulmeister. Der Hirt hat dreißig Stück Gemeindevieh auszutreiben und bekommt nebst freier Kost wöchentlich für das Stück Rindvieh einen Silbergroschen. Der Schulmeister hat fünfzig Rangen durchzuhauen mit Schweiß und Aerger, ohne

Kost, und bekommt pro Range wöchentlich fünf Pfennige. Steht sich der Hirt da nicht weit besser? Zudem kann er die Flöte blasen und ein zufriedenes Dasein führen, da dreißig Stück Rindvieh das Leben lange nicht so sauer machen, wie fünfzig ungezogene Rangen das Leben des Schulmeisters. Der Profit liegt auf der Hand."

„Wenn Hoheit," sprach Fidelis, „nicht für den Thron von Tauharawi bestimmt worden wären, hätten Hochdieselben alle Anlagen, einen Sitz in der X'schen Ständekammer mit Glanz auszufüllen. Ew. Hoheit entwickeln soviel patriarchalische Weltanschauung, die jetzt zu den beliebten Anschauungen gehört, daß ich Hochdenselben nur gratuliren kann."

Hornickel nahm die Huldigung des Fidelis in Gnaden, aber schweigend entgegen, worauf letzterer fortfuhr:

„Ich komme jetzt zu dem delikatesten Punkte unserer Unterhaltung. Der sechsundsiebzigste Kahameda hat eine Schwester hinterlassen" —

„Aha, ich merke," nickte Hornickel, „die Appanage" —

„Die versteht sich von selbst," versetzte Fidelis. „Ich habe nichts dawider, wenn sie einen anständigen Auszug bezieht, für einen großen Hofstaat

bin ich jedoch nicht, schlechterdings nicht, ein großer Hofstaat ist nur der fruchtbare Boden für Intriguen. Eine Kammerfrau, die zugleich das Einheizen besorgt, ist hinreichend."

„Hoheit sprechen da über Dinge, die längst den Gesetzen gemäß regulirt sind, und wobei sich nichts mehr ändern läßt. Die Prinzeß Fortingalatinomelaniseroangelina hat ihren standesgemäßen Palast längst bezogen" —

„Einen Palast," rief Hornickel, „das ist stark für ein einzelstehendes Frauenzimmer, das ist Luxus."

„Ihre Dienerschaft beträgt sechszig Personen."

„Sechszig Personen, Gerechter!"

„Dieser für die Finanzkräfte von Tauharawi allerdings etwas empfindliche Hofstaat," fuhr Fidelis fort, „kann jedoch ansehnlich vermindert werden, sobald sich Hoheit entschließen könnten, der Prinzeß Fortingalatinomelaniseroangelina Hochdero Hand zu reichen."

„Donnerwetter, auch noch heiraten. Hören Sie 'mal, es ist eine Zumuthung, die überlegt sein will, und das reiflich."

„Für den Fall eines Ehebundes mit der Prinzeß Fortingalatinomelaniseroangelina, der auch vonseiten des Volkes mit Freuden begrüßt werden würde,

kommt nämlich der Separathofstaat der Prinzeß in Wegfall."

„Ich kann aber doch nicht als Kahameda in meine nächste Verwandtschaft heiraten."

„Unbesorgt," tröstete Fidelis, „das Konsistorium von Tauharawi dürfte hinsichtlich etwaigen Dispenses keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Ansichten über besagten Punkt sind in Tauharawi ziemlich liberal, zumal es sich um Beseitigung eines kostspieligen Hofstaates handelt."

„Sie haben mich da in eine Lage versetzt," begann Hornickel nach längerem Nachdenken, „die, wie gesagt, der reiflichsten Ueberlegung bedarf."

„Das glaub' ich gern," sprach Fidelis.

„Glauben Sie mir, es heiratet sich nicht gleich so, zumal eine Prinzeß, das ist eine verflucht kostspielige Sache. Ich habe mir stets sagen lassen, die Prinzessinnen wollen hoch hinaus."

Fidelis gab durch Achselzucken zu erkennen, daß er Hornickel'n nicht ganz Unrecht geben könne.

„Sagen Sie 'mal," fuhr der präsumtive Kahameda fort, „gibt es denn kein Mittel, daß ich diese Prinzeß zu einem billigen Haushalte veranlassen könnte auch ohne sie zu heiraten?"

Neues Achselzucken vonseiten des Fidelis.

„Das königliche Hausgesetz,“ sprach er, „bringt es einmal mit sich.“

Hornickel warf sich in seinem Stuhle hin und her. Der Heiratsplan wollte ihm schlechterdings nicht zu Kopf.

„Glauben Sie mir, guter Mirza ben Hafiz, wer einmal im Ehejoch geseufzt, hat ein Haar drinnen gefunden.“

„Glaub' es, Hoheit,“ gestand Fidelis.

Hornickel versank von neuem in langes Nachdenken. Endlich gelangte er zu der Frage: „Sagen Sie 'mal, was kriegt sie denn mit?“

„Die Prinzeß Fortingalatinomelaniseroangelina?“

„Dieselbe!“

„Monatlich fünfzigtausend Silberrupien, pränumerando Zahlung.“

Hornickel wandte mit gerechtem Erstaunen den Kopf.

„Hören Sie 'mal,“ sprach er angelegentlich zu Fidelis, „das ist ja gar keine schlechte Partie?“

„Wer hat denn das gesagt,“ gab Fidelis zurück, „des Nabobs Tochter steht sich nicht besser.“

„Hören Sie 'mal,“ fuhr Hornickel nicht ohne eine gewisse Wärme fort, „die Sache ist zu überlegen. Fünfzigtausend Silberrupien monatlich!“

„Das glaub' ich auch."

„Wie alt ungefähr?"

„Angehende Zwanzigerin!"

„Angehende Zwanzigerin!" seufzte Hornickel, „das ist freilich Schade, da sind sie am verschwenderischesten; da sehen sie den Thaler nicht an und gehen darauf wie Blücher."

„Aber bedenken Hoheit, fünfzigtausend Rupien!"

„Freilich, freilich; kann sie denn mit dieser horrenden Summe machen, was sie will?"

„Was Durchlaucht wollen."

„Es ist gräßlich, hier wäre ein Curator status recht am Platze."

„Allerdings, aber ich wollte Niemandem gerathen haben, sich anzumaßen, Durchlaucht auch nur einen Fingerzeig geben, will er nicht" —

„Was denn — will er nicht?"

„Am ersten besten Baume baumeln."

Hornickel fuhr erschrocken zurück.

„Wenn's so steht!" sprach er; „ich hatte so meine simpeln Gedanken, wenn ich sie etwa heiratete, die Prinzeß auf höchstens hundert Rupien zu beschränken."

„Das können auch Hoheit, sobald Hoheit Hochdero Konsens zu einer Alliance erklärt, sinkt die

Prinzeß Fortingalatinomelaniseroangelina nach dem Landesgesetz zur Sklavin herab, während sie in ihrer jetzigen freien Stellung wirthschaften, hängen und köpfen lassen kann ad libitum."

„Das muß ich gestehen," sprach Hornickel „sonderbare Sitten habt Ihr, erst oben darauf, und gleich darauf Sklavin.

„Aber da wird," fuhr er nach einer Pause fort, „der Prinzeß an einer Verheiratung gar nichts gelegen sein?"

„Warum nicht, sobald sie einen kleinen Kahameda zur Welt bringt, wird sie wieder gebietende Sultana, mächtiger als je zuvor. Es sind das noch Ueberbleibsel einstigen Türkenthums, das sich bis in diese Gegenden verbreitet hatte."

„Ja aber, guter Mirza, wenn so ein resolutes Frauenzimmer allmächtige Sultana wird, was soll da aus mir werden? Ein solch enragirtes Weib ist zu allem Möglichen aufgelegt. Hab' ich denn, wenn ich glücklicher Vater geworden, keine Autorität mehr über Frau Gemalin?"

„Die Autorität geht, sowie ein kleiner Kahameda da ist, sofort auf diesen über."

„Aber was kann denn so ein Wurm für Autorität ausüben?"

„Die Autorität fällt eben in die Hand der Mutter, welche sie im Namen ihres durchlauchtigsten Sohnes ausübt, bis er die Mündigkeit erreicht hat."

„Und der Alte, der wird wohl sozusagen in Skat gelegt?" erkundigte sich Hornickel, dessen Erwartungen wieder einmal sehr herabgespannt waren.

„Es hängt von Sultana ab, über das Schicksal des alten Kahameda zu bestimmen. Hat er sie als Gemal recht liebreich behandelt, wird sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, sobald sie zur Macht gelangt, Gleiches mit Gleichem vergelten; außerdem freilich dürfte das Geschick des alten Kahameda nicht zu dem beneidenswerthesten gehören."

„Na, das sind mir Gesetze; die würde mir meine hundert Rupien eintränken. Ich glaube, sie göße sie mir geschmolzen in den Hals. Einem rachsüchtigen Weibe ist alles zuzutrauen."

„Leicht möglich. Aber ich sehe eigentlich nicht ein, was sich Hoheit alteriren; solange der kleine Kahameda noch nicht da, ist ja gar nichts zu befürchten, und Hoheit sind ja noch gar nicht vermält."

„Die Lust könnte Einem auch vergehen," seufzte Hornickel. Nach einer Pause erkundigte er sich:

„Könnte denn die Prinzeß nicht einen andern Potentaten heiraten?"

„Das geht nicht."

„Warum soll denn das nicht gehen?"

„Es muß ein Kahameda sein."

„Apropos," sprach Hornickel, indem er sich mit etwas geheimnißvoller Miene zu Fidelis neigte, „ein Wort im Vertrauen, die Frage ist delikater Natur, befinden sich Prinzessin Durchlaucht ebenfalls im Besitze" —

„Der Ratte?"

Hornickel nickte verständnißinnig.

„Allerdings," sprach Fidelis.

„Also wirklich?"

„Es findet nur Ein Unterschied statt."

„Der wäre?"

„Bei den Prinzessinnen aus dem Geschlechte der Kahamedas ist die Ratte weiblichen Geschlechtes, während sie bei den Messieurs durchaus männlich ist."

„Wunderbares Spiel der Natur," sprach Hornickel mit Andacht.

Nach einer Pause fuhr Fidelis fort: „Aber Hoheit haben Sich nach allem erkundigt hinsichtlich der Prinzeß Fortingalatinomelaniseroangelina, nach Ein-

kommen, Alter, und eine Hauptsache haben Hochdieselben vergessen."

„Was wäre das?"

„Der Prinzeß Schönheit."

„Auch noch schön?"

„Die herrlichste Blume, die je unter den Palmen des Morgenlandes gewandelt."

„Muß ein propres Frauenzimmer sein."

„Hoheit sind weg, sobald Hochdieselben die Prinzeß zu Gesicht bekommen."

„Das verhüte der Himmel."

„Es bedarf also wohl der Ueberlegung, eh' man solch eine Partie von der Hand weist."

„Die Partie ist gar nicht so übel," erwiederte Hornickel, „'s ist mir nur um den kleinen Kahameda."

„Es ist ja die Frage, ob dergleichen Umstände bei der Prinzeß überhaupt eintreten."

„Dann würd' ich auch sofort meine sieben Sachen zusammenpacken. Nicht die Kindtaufe wartete ich ab."

„Das wäre aber nicht königlich gehandelt," sprach Fidelis.

„Hat sich königlich zu handeln, wenn man als König im Skate liegt. Nein, in solchen Dingen heißt's: weit genug ist gut vorm Schuß."

„Je nun," meinte Fidelis, „es steht bei Hoheit, welchen Weg Hochdieselben einschlagen wollen oder nicht. Vermälen oder nicht vermälen: das ist die Frage. Die Vortheile, die für ersteres sprechen, sind allerdings so glänzend und in die Augen springend, daß sich solche Sache nicht übers Knie brechen läßt."

„Das will ich auch nicht," gestand Hornickel, „ich werde alle meine Ueberlegungskraft aufbieten, bevor ich mich in dieser sehr delikaten Angelegenheit entscheide. Aber da fällt mir schließlich ein, wenn ich nun Ihrer Durchlaucht nicht behage?"

„O," tröstete Fidelis, „ein Mann in seinen besten Jahren, dazu Kahameda. Unter uns, die Prinzeß Fortingalatinomelaniseroangelina brennt nach einem europäischen Kahameda."

„So — nun, wie gesagt, die Sache verlangt Ueberlegung."

Seit dieser verhängnißvollen Unterredung mit Fidelis war Hornickel sehr nachdenklich geworden. In seinem Innern kämpfte der Geiz, monatlich fünfzigtausend Rupien zu schlucken, und der Wunsch, eine schöne junge Gemalin zu besitzen, die er den Landesgesetzen gemäß als Sklavin behandeln konnte mit den freilich sehr ominösen Folgen, die aus so einer ehe-

lichen Verbindung für ihn hervorgehen konnten. Das stand fest bei ihm, sollte es noch zu einer Heirat mit der Prinzeß Fortingalatinomelaniseroangelina kommen, sobald sich interessante Umstände einfanden, ergriff er die Flucht.

Drittes Kapitel.

Das Gut Rosenau, welches der Familie Arnheim eine Zeitlang als Sommeraufenthalt dienen sollte, erfreute sich einer sehr schönen Lage. Rings bauten Waldberge Schutz gegen die scharfen Nord- und Ostwinde, so daß die Thalebene, welche von einem heitern Flüßchen durchströmt ward, einem kleinen Paradiese glich. Feld- und Baumfrüchte gediehen in reicher Menge; selbst die alten Nußbäume lieferten alljährlich treulich ihr Kontingent für den lieben heiligen Christ. In Gärten und am Spalier gediehen selbst edle Weinsorten. Eine Pracht war es, wenn der Frühling sein reizendes Kleid über das schöne Thal gebreitet hatte. In den Waldbergen schlugen die Nachtigallen, Kirsch-, Birnen- und Aepfelalleen, welche in anmuthigen Windungen das Thal

durchzogen, leuchteten in weiß und rothem Kleide; hoch und üppig wuchs der rothe Klee, wogten die jungen Korn- und Weizenfluren, von den schönen gelben Rübsenfeldern malerisch durchschnitten.

Ein besonderer Reiz ward dem schönen Thal verliehen, wenn die hinter den Waldbergen versinkende Abendsonne ihre Rosaschleier auswarf, die Landschaft immer tiefer in rothem Abendtraum versank und aus dem Dörfchen Rosenau die Abendglocke ihre frommen, friedvollen Töne über das schweigende Thal sandte. Schaute dann der Abendstern lieblich vom westlichen Himmel auf die Frühlingslandschaft herab, so erinnerte das holde Thal an jenen Frieden, wie er einst über den Landschaften des Paradieses geruht haben mag.

Das Dörflein Rosenau, welches zum Gute gehörte, zählte nur eine geringe Anzahl Häuser und war freundlich am Fuße der Waldberge gelegen. Die Bewohner nährten sich vom Landbau und ein wenig Weberei.

Die armen Leute, als sie erfuhren, daß ihre Gutsherrschaft auf einige Zeit nach Rosenau kommen werde, hatten sich's alle Mühe kosten lassen, ihr einen freundlichen Empfang zu bereiten. Man hatte unfern des Einganges zum Dörfchen eine Ehrenpforte

errichtet, woselbst der Dorfschulze nebst den Gemeindevorstehern, sowie der Schullehrer nebst der Dorfjugend sich aufgestellt hatten, um die gnädige Herrschaft zu bewillkommnen. Es ward gesungen, Mädchen streuten Blumen, und vom Thurme der kleinen Dorfkirche grüßten zwei Glöcklein freundlich durch den blauen Sommerhimmel.

Während aber Ehregott und Marie von dem herzlichen Empfange der einfachen Landleute sich auf das angenehmste berührt fühlten, fanden die nasenrümpfenden Fräuleins alles höchst abgeschmackt und lächerlich.

Bei dem herrschaftlichen Hauptgebäude, das ebenfalls schön mit Guirlanden verziert war, hatten sich der Herr Pfarrer, der Pachter, sowie der Förster zu ehrfurchtsvoller Bewillkommnung eingefunden.

Das Erste, was Marianne vornahm, als sie den Fuß auf die Erde gesetzt hatte, bestand darin, daß sie auf den Förster zueilte, und zwar mit der Frage: „Nun, Förster, noch immer kein Whist gelernt?“ Als Arnold, so war der Name des jungen Forstmannes, bedauernd die Achseln zuckte, machte Marianne ein bitterböses Gesicht, und ließ den Angeredeten stehen, ohne ihn eines Wortes weiter zu würdigen.

Was nützt alle Pracht und Herrlichkeit Gottes in seiner Schöpfung, so sie nicht in einem Gemüthe wiederspiegelt, in welchem Gottinnigkeit und der Frieden wohnen. Wo der innere Spiegel, der in jeder Seele ruht, getrübt ist durch die Dämpfe der Selbstsucht, wo er gebrochen ist durch die zerstörende Leidenschaft, da singt vergebens die Lerche am Frühlingshimmel, da schlägt vergebens die Nachtigall in der Sommernacht im Buchenhain, da läuten vergebens die blau und goldnen Glöckchen, da rauscht unverstanden der Waldbach durch Moos und Gestein. „Das Himmelreich wohnt in euch,‘ sagt der Weltheiland; wer nicht den Himmel in der Brust trägt, wird keinen Himmel außerhalb verstehen lernen.

Für das hier Gesagte legten auf der einen Seite die beiden Fräuleins, Josephine und Marianne, auf der andern Marie und Friedberg den Beweis ab.

Während die beiden Stadtdamen, in deren Herzen die Thorheiten der großen Welt ihren Wettlauf hielten, die Stille des Landlebens unerträglich fanden, sprach diese Stille umso wohlthuender zu dem Gemüthe der genannten andern Beiden.

Stundenlang konnten die Blicke Ehregott's, von dessen Studierstube die Fenster nach den Abendbergen hinausgingen, auf der herrlichen Thalebene ruhen

und sich nicht sattsehen an dem reichen Segen, den die Güte Gottes ringsumher ausgebreitet hatte, an dem romantischen Rauschen, das von den Waldbergen herübertönte, sobald ein Gewitter im Anzuge und der Sturm in den Häuptern der alten Buchen und Eichen wirthschaftete. O, dieses Thal von Rosenau nach einem Gewitter, nichts reizenderes konnte es geben! In allen Blumen glänzten die Thränen der Freude ob der überstandenen Angst. Wie duftete alles; wie himmlisch zog sich der Regenbogen von Wald zu Wald.

Während es für Ehregott nichts erhabeneres gab als ein Gewitter, die Schlacht der Blitze, das Rollen des Donners, wußten sich die Stadtdamen vor Angst nicht zu lassen, liefen aus einem Zimmer in das andere, ließen die Fensterläden schließen und Licht anzünden und überhäuften nach überstandener Angst den Pachter Müller mit Vorwürfen, daß er noch nicht dafür Sorge getragen, das herrschaftliche Haus mit Blitzableitern zu versehen.

„Ein Gewitter auf dem Lande ist doch was gräßliches," sagte Josephine, „man sieht es schon von weitem kommen, und wenn es einschlägt, wo gibt es hier eine erprobte Feuerlöschkompagnie wie in der Stadt?"

„Ueberhaupt dieses Landleben, wer das erfunden," versetzte Marianne, „hat es an jenem Tage zu verantworten. Diese Langweile, dieses Ennuyement, diese Kuhstallpoesie, diese kartoffelne Unterhaltung — gräßlich."

„Du kannst ja spazieren gehen," rieth die Mutter, „die Gegend ist nicht ganz unangenehm."

„Lieber Himmel," erwiederte Marianne, „wie bald sieht man sich an Wald und Bergen satt; eine Getreideflur sieht wie die andere, ein Krautfeld wie das andere aus. Ja im Geibel liest sich das Alles recht angenehm, aber in der Wirklichkeit, ich danke."

„Und diese Einöde," fügte Josephine hinzu, „kein gebildeter Mensch besucht uns. Ich dachte anfangs, der Graf werde seiner Dulcinea von Toboso á tout prix vierspännig nachgefahren kommen, aber es war nichts. Aus den Augen, aus dem Sinn, heißt es auch hier. Es ist der Närrin recht, der Marie, ich bin fest überzeugt, daß sich die Mamsell eingebildet hat, der Graf werde sie zur gnädigen Frau Gräfin machen."

„Ihrem Benehmen sah man 's später allerdings nicht mehr an," meinte Marianne, „sie war fast abstoßend."

„Später," sprach Josephine, „nachdem sie hin-

reichend unsere Spottlust erfahren. Da mußte sie sich wohl in Acht nehmen."

„Wie gefällt sich denn Marie auf dem Lande?" erkundigte sich Frau Arnheim.

„O," lachte Josephine, „gleich zu gleich gesellt sich gern, hier ist unsere Mamsell in ihrem Elemente. Wenn sie nur die Blumen gießen, die Beete jähten, auf den Feldern Kornblumen und im Walde Erdbeeren suchen kann, darüber geht ihr nichts. Den Grafen scheint sie vollkommen vergessen zu haben."

„Hätte Er sie lieber vergessen," meinte Marianne, „daß wir bald nach der Residenz zurückkönnten. Hier komme ich noch um."

„Ihr müßt den hiesigen Aufenthalt wie ich betrachten," sprach die Mutter, „als Badekur; mir bekommen meine Molken recht gut."

„Wie kannst Du nur diese Einsiedelei mit einem Bade vergleichen," gegenredete Marianne, „da bekommt man doch Menschen zu Gesicht und wäre es das obskurste Bad. Da ist doch ein Kursaal, wo man eine Zeitung findet; aber hier" —

„Ich kann mir jetzt einen Begriff machen," sprach Josephine, „wie einer verwunschenen Prinzeß ungefähr zu Muthe ist, wenn kein Ritter erscheinen will, sie zu erlösen."

„Acht Tage schon hier," rief Marianne mit komischer Pantomime die Hände ringend, „und noch nicht ein einziger Besuch. Ich begreife gar nicht, für wen wir eigentlich noch Toilette machen; etwa für den hofmeisternden Friedberg."

„Der paßt zu Marien, der scheint sich ebenfalls ungemein wohl hier zu befinden," sprach Josephine. Die jüngere Schwester erwiederte: „Wenn der nur botanisiren kann, und an Kräutern und Blumen fehlt's hier nicht. Gestern war er mit dem Bruder nicht länger denn vier Stunden unterwegs. Sein Herr Eleve soll partout ein Linée werden."

„Mir ist nur immer noch ein Räthsel," fuhr Josephine fort, „wie dieser liebenswürdige Lord Derby an diesem steifen und oft sackgroben Peter hat irgendeinen Gefallen finden können."

„Gutes Kind," meinte Marianne achselzuckend, „das ist englischer Geschmack."

Marianne war mit diesen Worten an eines der Fenster getreten, das nach Morgen über lachende Fluren dahinschaute. Ihr Blick schweifte verstimmt über die in reicher Sommerpracht ruhende Gegend. Da gewahrte sie am fernen Waldessaume, an welchem die Landstraße vorbeiführte, einen zweispänni-

gen, residenzmäßigen Wagen, der seine Richtung nach dem Gute zu nehmen schien.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn," rief sie, „ich will nicht Marianne heißen, wenn da nicht Besuch kommt. Man darf von dem Wolfe nur sprechen, ist er da."

Josephine eilte jetzt ans Fenster und auch die Mutter trat hinzu. Wie der gestrandete Seefahrer nach einem rettenden Fahrzeug schauten die Damen nach dem immer näher kommenden Fuhrwerke.

„Es wird Papa sein," sagte endlich Josephine.

„Nein," gegenredete die Schwester, die ihre Beobachtungen jetzt durch ein Opernglas fortsetzte, „unser Geschirr ist es nicht. Es sind weder unsere Schimmel, noch unsere Falben; das Gespann besteht aus zwei Rappen."

„Da ist's der Graf," sprach Josephine. „Nun, der wird sich freuen über das Aussehen seiner Auserwählten. In ihrer ländlichen Tracht, die ihr für den hiesigen Aufenthalt ist oktroyirt worden, wird er Mühe haben, sie unter den Mägden herauszufinden."

Das Fuhrwerk, obschon es mit dem schlechten Wege zu kämpfen hatte, war bald eine ziemliche Strecke näher gekommen. Marianne, die fortwährend obser=

virte, wollte endlich auch nicht zugeben, daß es der Graf sei, welcher daherkomme.

„Ich sehe es ganz deutlich," sprach sie, „es ist nicht des Grafen Equipage."

„Tant mieux," meinte Josephine, „aber Besuch ist's, wer sollte sich in solch anständiger Karosse sonst in diese Einöde verirren?"

„Am Ende ist's der Kirchenrath, der bei unserem Pfarrer Kirchenrechnung abhalten will," scherzte die Mutter.

„Das wäre mein Tod," schauderte Josephine, „wenn so eine alte Perrücke ausstiege."

Marianne, die fortwährend mit dem Operngucker den Observator machte, beruhigte die Schwester wegen des Kirchenraths.

„Unser ganzes Kultministerium befindet sich nicht im Besitze einer solchen eleganten Equipage."

Letztere kam indeß immer näher und die Damen Arnheim zerbrachen sich vergeblich die Köpfe, wer wohl diesen kühnen Abstecher nach dem einsam gelegenen Rosenau unternommen haben könnte. Die ganze Bekanntschaft der Residenz ward durchgenommen, aber keine der ausgesprochenen Vermuthungen wollte mit dem völlig unbekannten Fuhrwerk übereinstimmen. Die Equipage ward jetzt eine Zeitlang

unsichtbar, weil sie ein kleines Gehölz zu passiren und alsdann in einem Hohlwege durch ein höhergelegenes Kornfeld bedeckt wurde. Endlich erreichte sie wieder die Höhe und kam auf der Landstraße langsam daher und bald so nahe, daß man selbst die Livrée des Rosselenkers auf hohem Bocke zu erkennen vermochte.

Josephine, welche sich jetzt des Operngucker bemächtigt hatte, setzte denselben nach kurzer Beobachtung ziemlich mißmuthig wieder hin.

„Mon Dieu,“ rief sie, „es ist ja gar keine herrschaftliche Equipage, sondern bloß ein eleganter Livréefiaker, wie sie am Schloßplatz halten.“

Diese Bemerkung stimmte die Erwartung des Schwesternpaares in Betreff des zu erwartenden hohen Besuchs bedeutend herab.

„Etwas apartes,“ sprach Marianne „ist es also nicht. Gleichviel, für unsere Einsamkeit ist alles mitzunehmen und wenn's ein simpler Referendar wäre, der freilich nicht in eigener Equipage ankommen kann.“

Das Fuhrwerk war jetzt so nahe, daß man einen Herrn halben Leibes zum Schlage herausschauen sah, der in einemfort mit einem weißen Tuche winkte.

„Das kann nur ein sehr naher Bekannter sein," rief Josephine, „doch etwas sehr Vornehmes nicht." Nichtsdestowenig riß sie das Fenster auf und wedelte zum Gegengruß mit ihrem Taschentuch. Dieses Zeichen hatte zur Folge, daß sich bei dem Fuhrwerk, welches dem Insassen viel zu langsam sich vorwärts zu bewegen schien, der Schlag aufthat, und ein elegant gekleideter Herr heraussprang, welcher wie auf Flügeln der Liebe dahereilte und somit die Karosse bald weit überholt hatte.

Josephine hatte wieder zum Gucker hinausgeschaut und brach in lautes Lachen aus.

„Um Himmelswillen, wer ist's denn?" drängte Marianne.

„Dein Anbeter!"

„Ich will nicht hoffen, Sparrenberg?"

„Es ist kein Anderer, sieh' nur, wie er, von Liebe getrieben, mit dem unwegsamen Sturzacker und den Erdklößen kämpft, die seinen polirten Stiefletten arg mitspielen mögen."

„Der hat gefehlt," seufzte Marianne.

„Den werden wir auch sobald nicht los," sprach die Mutter.

„Mein Gott, wie Ihr nur seid, er ist doch immer besser als gar Niemand," rief Josephine.

Bedenkt doch nur die Vortheile, die er uns bringt. Erstens haben wir einen kavaliermäßigen Begleiter und können darum einige weitere Partieen in die Umgegend unternehmen; zweitens haben wir für die Zeit von des Barons Anwesenheit den vierten Mann in Whist und können den Strohmann ersparen; drittens haben wir einen Gegenstand, an welchem wir unsere gute Laune, sowie unsere schlechte Laune auslassen können. Viertens ist Sparrenberg die lebendige Chronik der Residenz. Wir können nach Belieben nachschlagen. Ist denn das Alles nichts?"

„Josephine hat Recht," sprach die Mutter, „für unsere dermaligen Umstände wüßt' ich gar keinen besseren Gesellschafter. Der Baron ist aufmerksam, gefällig, unermüdlich, läßt einen Scherz mit sich machen, was will man mehr?"

„Er ist nur ein zu großer Zieraffe," versetzte Marianne, „seine Süßigkeiten werden einem nachgerade ecklig."

„Immer besser als ein pedantischer Dozent," meinte Josephine, „wie wir ein solch Exemplar in der Nähe haben. Doch wir wollen den armen Ritter nicht warten lassen, er muß bereits im Garten sein; laßt uns ihm entgegengehen."

In der That schwebte auch Baron von Spar-

renberg, nachdem er seine Stiefletten einigermaßen von den prosaischen Erdklößen befreit, wie der Liebesgott, eine Rose im Knopfloch, den breiten Gartengang, welcher zum Herrenhause führte, daher.

„O meine Sonnen," rief er, als er einige Schritte vor dem Hausthore die beiden Fräuleins stehen sah, „welch ein Glanz nach achttägiger Mitternacht!"

Er küßte galant Josephinen und Mariannen und der Mutter, die jetzt ebenfalls in die Hausthür getreten war, die Hand.

„Ich sage Ihnen, meine Damen, nicht auszuhalten war's länger in diesem geräuschvoll betäubenden Steinneste. Ich mußte Landluft haben, um nicht zu ersticken. Ich bringe übrigens Grüße von Papa und von aller Welt. Jedermann beneidet Sie um diesen reizenden Landaufenthalt."

Der Baron schaute sich bei diesen Worten einwenig um.

„Beim Zeus!" rief er, „meine Damen, Sie wohnen hier wie in Circe's Zauberhain. Wehe dem, der sich mit verwundetem Herzen in dieser reizenden, von holden Genien bewohnten Wildniß verirrt, er ist verloren."

Diese mit vieler Emphase in theatralischer Stel-

lung gesprochenen Worte wurden durch das urkräftige Gebrüll des Büffels auf dem benachbarten Pachthofe ziemlich prosaisch unterbrochen, worauf unmittelbar der Pfau, anderes Wetter ankündend, sein unharmonisches Geschrei ertönen ließ.

„Da hören Sie die Stimmen aus Circe's Zauberhain," lachte Josephine.

„Das sind die Stimmen aus der Tiefe," entschuldigte der Baron, „die bloß neidvoll in das herrliche Leben der Oberwelt hineinklingen."

Der trotz seiner Fadheit in den gegenwärtigen Verhältnissen nicht ganz unwillkommene Besuch mußte nun eintreten und sich's bequem machen. Der Baron bat bloß um eine Viertelstunde Urlaub, um auf seinem Gastzimmer sich etwas zu vermenschlichen, wie er sich ausdrückte; und saß nach dieser Zeit wohlgemuth im Salon der Damen, wo er nicht ermangelte, die Residenzneugierigen mit der Chronik der letzten Woche in möglichstem Detail bekannt zu machen.

„Wie befindet sich denn der Graf Alphons?" erkundigte sich Josephine.

„Wissen die Götter, Schönste, seit acht Tagen ebenfalls verschwunden. Niemand weiß wohin."

„Graf Alphons verschwunden?"

„Nicht anders, Ausbund aller Liebenswürdigkeit. Man munkelt" —

„Was munkelt man?" frug Josephine.

„Daß das leicht feuerfangende Herz des Grafen von einer neuen Flamme sei ergriffen worden, von einer Flamme, die alle Ursache hat, das Licht zu scheuen. Wahrscheinlich wieder eine Liebschaft au quatrième. Der Herr Graf erfreuen sich einmal eines interessanten Geschmacks. Lieben nie in der Belétage, sondern pflegen sich weit höher zu versteigen."

Die Fräulein athmeten bei dieser Nachricht neu auf. Sobald der Graf in neuen Liebesfesseln lag, waren sie ja befreit. Auch die Mutter, welcher das ländliche Exil nicht sehr zusagte, fühlte sich durch die letztere Mittheilung des Barons angenehm berührt.

„Und Lord Derby," fuhr der gesprächige Baron fort, „wissen schon, schöne Damen?"

„Was ist mit ihm?"

„Auf großer Fahrt begriffen, rund um die Welt."

„Eine Weltreise?" riefen bie beiden Fräuleins.

„Nicht anders, Schönste der Schönen, und bloß aus Liebhaberei. Glaubt nicht, daß die Welt rund, will sich in Person davon überzeugen. Die Kosten auf dreitausend Pfund veranschlagt. Fabelhaft es Ver-

mögen, daß gar keine Möglichkeit, daß dieser Mann in den Himmel kommt."

„Warum soll denn der liebenswürdige Lord nicht in Himmel kommen?"

„Zu unmenschlich reich; und wie heißt gleich der Psalm oder Kapitel, wo ausdrücklich steht, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr spaziert, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt?"

„O doch," rief Josephine, in deren Erinnerung Fidelis noch in aller Liebenswürdigkeit lebte, „unser herrlicher Lord, und wäre er noch so reich, kommt sicher in den Himmel, eher als Sie und der Graf und alle."

„Diese Worte, Schönste, verkünden mir, daß der Lord sich bereits im Himmel befindet; wo so ein schöner Mund das Himmelreich zusagt, da lebt man schon im Himmel."

„Denken Sie, Baron," sprach die Mutter, „daß wir seit den acht Tagen, die wir hier sind, noch nicht über die Gartenzäune herausgekommen sind?"

„Entsetzlich," schauderte der Baron, „wahre Iphigenien auf Tauris."

„Ja, Baron, Sie müssen sich unser etwas annehmen. Wir müssen ein paar Landpartieen unter-

nehmen. Der Weg nach der alten Raubburg soll recht interessant sein."

„Alte Raubburg," rief Sparrenberg, „das ist ja fabelhaft romantisch."

„Auch der Flußpfad nach der Fliedermühle wird als hübsch geschildert," bemerkte Marianne.

„Schönste der Schönen, gebieten Sie über mich," rief Sparrenberg begeistert, vor dessen verklärten Blicken sich die herrlichsten Gelegenheiten eröffneten, das Herz seiner Angebeteten endlich zu erobern, „befehlen Sie, geruhen Sie, winken Sie, ein aufmerksamerer Kavalier wird nicht gefunden zwischen beiden Wendekreisen. Gebieten Sie morgen, übermorgen, heut, jetzt, diesen Augenblick, ich stehe zu Befehl."

„Da könnten wir ja gleich den heutigen Nachmittag benützen," sprach Josephine, „zu einer Partie nach der Fliedermühle. Eine ausgewählte Restauration gibt es da freilich nicht, wie mich der Pachter versichert, aber frische Sahne ist zu haben, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wir spielen Idylle und gehen in die Semmelmilch."

„Semmelmilch, göttlicher Gedanke," rief der Baron, „arkadienhafte Fliedermühle. Wann brechen wir auf?"

„In einem Stündchen stehe ich zu Befehl," sprach die Frau Mama.

„Wir sind noch früher fertig," riefen die Töchter. „O Baron, zuvor noch die liebenswürdige Gabrielen-polka; Sie können dieselbe auswendig."

Mit diesen Worten öffnete Josephine das im Salon befindliche Piano.

Sparrenberg ließ sich nicht lange nöthigen, seine Virtuosität auf dem Flügel, die sich auf ein paar der neuesten und beliebtesten Tänze beschränkte, zum Besten zu geben. Er spielte die gewünschte Polka, welche die Tanzlust der beiden Damen sofort dermaßen in Anspruch nahm, daß sie mit einander Polka tanzten.

Sparrenberg fühlte sich wie im Himmel. Hier, in ländlicher Abgeschiedenheit, ohne alle Nebenbuhler, alle Gelegenheit habend, seine Liebenswürdigkeit in bezaubernden Lichte strahlen zu lassen!

Nach einem Stündchen waren die Damen zur Landpartie nach der Fliedermühle vollkommen ausgerüstet. Dienstbare Geister waren mit Viktualien für die Abendmahlzeit vorausgeschickt worden. Der Baron konnte nicht müde werden, die reizenden Toiletten der Fräulein in das Reich seiner Bewunderung und Lobpreisung zu ziehen, wobei er nicht unterließ,

auch sein elegantes und geschmackvolles Exterieur in hinreichende Beleuchtung zu stellen. Er trug weiße Beinkleider und einen eleganten braunen Sommerfrack, ganz nach der letzten Nummer der Modezeitung. Als Sparrenberg daher auf dem Spiegeltische die vierzehn Tage alte Modenzeitung liegen sah, lächelte er mitleidig. Sein Frack, obschon noch nicht bezahlt, war ein weit späteres Produkt des schaffenden Schneidergeistes.

Endlich setzte sich die Gesellschaft in Bewegung. Die Wanderung ging durch bezaubernde Gegend. Sparrenberg umflatterte die geputzten Schönen wie ein Schmetterling und scheute weder Graben, noch Hecken, wenn es galt, hier ein Vergißmeinnicht, dort eine blaue Glockenblume und rothe Sternblume für seine Begleiterin zu pflücken. Er ging bei dieser Antologie mit aller Ehrfurcht, Rücksichtnahme und Gerechtigkeit zu Werke. Zuerst ward jedesmal die Frau Mutter bedacht, dann Josephine und zum Schluß die jüngere Schwester. Aber die vielsagenden Blicke, die halb unterdrückten Seufzer, welche die Blumenspende an Marianne begleiteten, sagten deutlich genug, daß sie allein seine Blumenkönigin sei.

Trotz der Huldigungen, Aufmerksamkeiten voneiten des Barons, welche hauptsächlich ihren Grund

in der Leidenschaft für die jüngere Arnheim hatten, war gleichwohl letzterer so wenig wie ihrer Schwester irgendwie erotisch zu Muthe. Anstatt auf irgendeine der Zärtlichkeiten, in welchen sich Sparrenberg so reichlich erging, einzugehen, benutzten beide Schönen den beflissenen Anbeter mehr als Gegenstand ihrer Neckerei und selbst des Spottes. Namentlich waren die Eitelkeit, Selbstgefälligkeit, sowie die Prahlerei des Barons, in welcher letzterer absonderlich Vorzügliches leistete, das Stichblatt zu Angriffen vonseiten der Fräuleins. Sparrenberg war hier auch galant genug, alles Mögliche mit beispielloser Geduld zu ertragen.

Josephine, welche gern wissen wollte, wie sich Sparrenberg herausreden und auf welche Art er aufschneiden würde, wenn sie auf den Miethwagen zu sprechen käme, mit welchem er nach Rosenau gefahren, erkundigte sich, was wohl eine solche Fuhre koste?

Sparrenberg umging diese Frage und erwiederte bloß, daß ihm nichts übrig geblieben, als zu einem Miethgeschirr seine Zuflucht zu nehmen, indem er eines seiner Gespanne einem guten Freunde geliehen, und beim zweiten das Sattelpferd plötzlich erkrankt sei.

Diese Aufschneiderei erregte umso mehr die Hei-

terkeit der jungen Damen, als sie nur zu gut wußten, daß der Baron bereits seit Jahr und Tag sein einzig Gespann infolge einer Wechselschuld hatte losschlagen müssen.

„Sie fahren wohl überhaupt wenig," frug Josephine, „ich wüßte nicht, wann ich Sie im Wagen gesehen?"

„In dieser Beziehung, meine schönen Damen, bin ich wirklich ein einziger Kauz. Können Sie glauben, daß ich noch vor anderthalb Jahr drei famose Gespanne hatte, aber — es klingt lächerlich, — nur für meine Freunde."

„Eine seltene Hochherzigkeit," bemerkte Josephine.

„Nicht wahr, Fräulein, und glauben Sie, daß es mir Einer gedankt hat?"

Die Welt ist undankbar von Anbeginn," lachte Marianne.

„Da haben Sie ein wahrhaftes Wort gesprochen, angebetetes Fräulein," rief Sparrenberg, „es gibt nichts undankbareres als die Menschen. O meine Damen, Geschichten könnt' ich Ihnen davon erzählen" —

„Wo Sie undankbar waren?" frug Josephine.

„Ich, wo denken Sie hin, nein, wo man an

mir undankbar gehandelt. Doch ‚vorüber, vorüber,‘ sagt Göthe in seinem unsterblichen Faust. Die Lambert war vorgestern magnifik, und als Gretchen deliziöse Erscheinung; aber Haus leer.“

Das Gespräch kam jetzt auf das Theater, wo Sparrenberg vermöge seiner zahlreichen dramatischen Connaissancen hinreichend Stoff fand, seine Begleiterinnen mit der ziemlich leichtfertigen Welt der städtischen Bühne bekannt zu machen.

Plötzlich blieb der in der Kulissenwelt ziemlich Vertraute stehen und ein anziehender Gedanke schien sein Inneres zu durchleuchten.

„Da wir auf das Gebiet der Kunst gerathen sind,“ sprach er, „fällt mir unser Naturkind ein. Wo ist es, wo weilt unsere Gellertfreundin, die sanfte Marie?“

„Die können Sie auf dem Lande in ihrem Elemente finden,“ meinte Josephine spitz, „auf dem Kartoffelfelde, auf der Wiese, den Rechen in der Hand.“

„Muß eine interessante Erscheinung geben,“ sprach Sparrenberg, „sie kann da die gellert'schen Daphnen, Silvien, Chloes in Natura darstellen.“

„Es ist auch gut,“ fuhr er gleich darauf fort, „daß sie in ihrer Karriére hat eine Wendung eintreten lassen. Man sprach in der Stadt von einer Liaison

mit dem Grafen Alphons. Pauvre enfant! pauvre enfant; man weiß, wie weit eine solche gräfliche Passion reicht, namentlich bei diesem Grafen."

Wie unangenehm es Anfangs den beiden Fräuleins gewesen, daß der Baron überhaupt auf Marien zu sprechen gekommen, so wurden sie doch durch die letztern Worte bedeutend versöhnt.

Sie klopften daher in Bezug auf jene Liebschaft, der sie den unerwünschten Landaufenthalt verdankten, wiederholt und vorsichtig bei Sparrenberg an und brachten diesen zu allen Schwüren und Betheuerungen, über die er zu gebieten, daß es mit der Liaison des Grafen zu Marien entschieden zu Ende, da er ja bereits angedeutet, wie die Stelle des Gellertmädchens bereits durch eine andere ‚pikante Erscheinung' hinreichend ersetzt sei.

„Lernen Sie mich diesen Grafen Alphons nicht kennen," rief der Baron eifrig, „einen treulosern Amateur gibt es unter dem Monde nicht, und zu beklagen ist jedes arme Mädchen, das vertrauend den verführerischen Schmeichelworten sein Ohr leiht. Wie manche kenne ich, die ihre Leichtgläubigkeit nur zu schwer hat büßen müssen."

Die gute Laune war infolge dieser und ähnlicher Mittheilungen bei den jungen Damen auffal-

lend gestiegen. Sie schöpften jetzt die freudige Hoffnung, daß ihr Exil unter solchen Umständen sein Ende bald erreicht haben werde. Sie gefielen sich daher in einer gewissen Ausgelassenheit, die der arme Baron nur zu oft zu büßen hatte. Namentlich machte es den Schönen Spaß, den anbetenden Begleiter nach diesem oder jenem Dornengebüsch oder auch nach einem Felsenvorsprunge zu entsenden, nach dieser oder jener Blume, nicht der letztern zu Liebe, sondern um womöglich die saubere Toilette des Barons, die ihm über alles in der Welt ging, etwas zu derangiren. Es konnte auch keinen possirlicheren Anblick geben, als die Beflissenheit des geckenhaften Stutzers, seinen Damen gefällig und zugleich bemüht zu sein, Stiefeln und Unaussprechliche nicht im geringsten zu bestäuben. Das Aeußere, wie gesagt, ging dem Herrn Baron über alles, und ein Fleck oder gar ein Riß in seiner eleganten Kleidung wäre hinreichend gewesen, ihn der entschiedensten Verzweiflung preiszugeben.

„Bester Baron, die rothe Blume dort oben auf dem Felsen rechter Hand," rief Josephine, „wenn Sie mir die verschaffen könnten" —

Sparrenberg warf einen Blick nach dem gewünschten Gegenstande und erschrack. Der Weg

führte durch entsetzliches Dornengebüsch, welches die gewissenhaft bewahrte Garderobe der augenscheinlichsten Gefahr aussetzte; alsdann blühte auch die gewünschte Blume verteufelt hoch am Felsenabhange, so daß der Baron gar nicht einsah, wie er dahin gelangen sollte.

„Mein angebetetes Fräulein," sprach er daher mit bedenklicher Miene, „Sie verlangen hier sozusagen eine Unmöglichkeit, und lieber wollt' ich als Ritter Delorge den Handschuh des Fräulein Kunigunde aus Löwen- und Tiegerkrallen holen, als jene Blume, die vollkommen unnahbar."

Die Mutter, welche das ebenfalls einsah, verwies daher ihrer Tochter den ungemessenen Wunsch.

„Ihr müßt," sprach sie zu ihren Töchtern, „dem Herrn Baron nicht das Unmögliche zumuthen. Ueberhaupt, wenn Ihr in Euren unbilligen Wünschen so fortfahrt, werden wir erleben, daß unser Gast bereits morgen wieder anspannt und uns unserer Einsamkeit überläßt."

„Die Wünsche der gnädigen Fräuleins," sprach der Begleiter, „sind mir nur schmeichelhaft und Befehl."

Josephine konnte indeß trotz der Ermahnung der Mutter ihre Neckerei nicht lassen. Als man an

einem ziemlich abschüssigen Abhange vorüberkam, ließ sie wie aus Versehen ihren Handschuh in die Tiefe fallen.

Diesen verlornen Gegenstand wieder zur Stelle zu schaffen, war eine verzweifelte Aufgabe für den galanten Kavalier. Obschon die Mama den guten Rath gab, den Handschuh im Stiche zu lassen, ward gleichwohl, wenngleich mit Todesverzweiflung, Sparrenberg zum Bergmann und stieg in die Tiefe. Er hatte mit Dornengestrüpp und feuchtem Farrenkraute zu kämpfen; er verwünschte den Handschuh in den Abgrund der Hölle; aber es half alles nichts, der Tarantelstich der Galanterie war zu urkräftig, als daß er vermocht hätte ihm zu widerstehen. War die Hinabfahrt nicht ohne große Mühsal, so war das bei der Herauffahrt noch mehr der Fall. An Gefahr war bei der Kletterei nicht zu denken, sonst würde sich Josephine wohl kaum diesen Scherz erlaubt haben; aber die Integrität der Toilette zu bewahren, gehörte in das Bereich der wahren Kunststücke, wie sie nur von einem so vollendeten Galanthomme wie der Baron mit Geschick ausgeführt zu werden vermochte. Josephine und ihre Schwester konnten sich des lauten Auflachens nicht enthalten, wie sie den

glücklichen Handschuhfinder mit einer Virtuosität ohne-gleichen sich wieder emporarbeiten sahen.

Als Sparrenberg mit Grazie den Findling überreichte, sprach er aufathmend: „Handschuh, du bist theuer bezahlt!"

Marianne erhob jetzt ihre Hand und nahm eine Stellung an, als wolle sie ebenfalls ihr Taschentuch in die Tiefe fallen lassen; aber Sparrenberg beschwor seine Angebetete mit emporgehobenen Händen:

„Laßt, Fräulein, genug sein des grausamen Spiels. Schicken Sie mich in den Tod, nur nicht nochmals in diese grausame Tiefe."

„War es denn so entsetzlich da unten?" erkundigte sich Josephine.

Mit theatralischem Pathos deklamirte der Baron:

„‚Der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen.'

Allerdings muß man diese Worte aus dem Munde des Fräulein Josephine vernehmen, will man von der fürchterlichen Wahrheit, die darin ruht, vollkommen überzeugt werden."

Endlich tauchte die romantisch gelegene Flieder-

mühle, das Ziel der Wanderung, im Hintergrunde des Thales empor.

Sparrenberg stellte sich entzückt ob dieser kolossalen Romantik; sein eigentlich Hauptvergnügen aber bestand darin, daß er endlich vor den beständigen Neckereien und Zumuthungen einigermaßen in den Hafen der Ruhe einlaufen werde.

„Jetzt," sprach er zu sich, „wird die Blumensucherei hoffentlich ihr Ende erreicht haben. Ich begreife nicht, wie ich mit meiner Garderobe so unverletzt diese abscheulichen Abenteuer glücklich habe überstehen können."

Man überschritt jetzt auf einer Brücke den Fluß und kam der Mühle immer näher. Es war eine Schiffmühle, die durch ein starkes Tau, welches vom Dache nach dem Ufer lief, mit dem Lande verbunden war.

Kaum hatte Sparrenberg dieses Tau erschaut, als einer der kühnsten Gedanken durch sein Gehirn zuckte. Nichts in der Welt konnte ihm erwünschter kommen, als dieses Tau. An ihm hoffte er im Angesichte seiner Angebeteten einen Triumph zu feiern, der ihm das Herz derselben unwiderruflich erobern mußte. Sparrenberg hatte nämlich seit einiger Zeit Turnunterricht genommen und es in dieser Kunst zu

einiger Fertigkeit gebracht, die ihn mit ungemeinem Stolze erfüllte. Er hielt sich für den ersten Turner auf hundert Meilen in der Runde und sein Jammer war die Zeit daher nur gewesen, daß keine Gelegenheit gefunden, seine Kunst vor Damen produziren zu können. Er war vollkommen überzeugt, mit seiner Turngeschicklichkeit alle weiblichen Herzen zu erobern, falls er sich's einigermaßen die Mühe kosten lassen wollte. Darum konnte ihm dieses Seil, welches von der mäßigen Höhe der Schiffmühle an seiner niedrigsten Stelle drei Ellen über dem Wasserspiegel dahinlief, gar nicht passender und für seine Turnkunst appetitlicher gezogen sein.

Nachdem er nochmals das Terrain seines zu erringenden Triumphes rekognoszirt, trat er in ziemlich theatralischer Stellung vor seine Schönen, die sich im Schatten einer alten Uferlinde gelagert hatten.

„Halten Sie es für möglich, meine Damen," begann der sich fühlende Turner, „daß es eine Möglichkeit, vermittelst dieses Taues hier von dem obern Ende desselben bis an das andere Ende am Ufer zu gelangen?"

„Das ist unmöglich," sprach Marianne.

„Allerdings," fuhr der Herr Baron fort, „ist es auch für jeden eine Unmöglichkeit, der sich nicht die Kunst

des akademischen Turnens im hohen Grade zueigen gemacht."

„Sie wollen doch dieses Kunststück nicht probiren?" frug Josephine.

„Warum nicht," erwiederte lächelnd Sparrenberg.

„Sind Sie denn ein Turner," frug Marianne.

„Akademischer Turner, aufzuwarten, und damit meine Angebeteten erkennen, daß mein Mund nichts verspricht, was mein Körper nicht auszuführen im Stande, werde ich sofort eine Produktion zum Besten geben; falls meine Damen nichts dawider haben."

„Ganz und gar nicht," meinte Josephine, „nehmen Sie nur keinen Schaden."

„Ohne Sorge," tröstete der unternehmungslustige Turner, „es ist keine Ahnung von Gefahr vorhanden. Sie sollen sich nur überzeugen, wie weit es heutzutage der Mensch in der Gymnastik überhaupt gebracht hat."

Mit diesen Worten tänzelte der glückliche Baron das kleine Brückchen entlang, das vom Ufer zur Schiffmühle führte. Er kletterte nicht ohne Geschicklichkeit nach dem Theile des Daches empor, wo das Tau befestigt war, richtete sich empor und grüßte malerisch herüber nach den am Ufer weilenden Damen,

die in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf einer Rasenbank Platz genommen hatten.

„Also, bitt' ich wohl zu bemerken," fuhr der Baron auf der Mühle fort, „an diesem straffgezogenen Taue, das in gerader Linie nach dem Ufer läuft, werde ich bloß mit Hilfe meiner Hände und Füße von hier bis ans Ufer gelangen."

„Wir glauben es nicht," tönte es von der Rasenbank herüber.

„Eh bien, nous verrons," rief siegessicher der Turnkünstler und machte sich an das Werk. Mit Händen und Füßen bemächtigte er sich des Taues und trat seine Reise, die allerdings nur auf etwa dreißig Schritt berechnet war, an. Anfangs ging die Sache ganz charmant, aber kaum war der Baron etwa fünf Schritte das Tau entlang, als letzteres, das zeither ganz straff gezogen war, sich auffällig zu senken begann. Das war eine Erscheinung, an die der kühne Turner im entferntesten nicht gedacht hatte; und erklärt sich dieselbe einfach dadurch, daß die Mühle nicht das Tau hielt, sondern das Tau die Mühle. Je weiter nun die spezifische Schwere des baronisirten Körpers sich vorwärts bewegte, desto nachdrücklicher wirkte die Last und zog die ganze Mühle nach. Je weiter aber die Mühle nachkam, desto bedenklicher wurde

die Kurve des Taues, welches letztere sich dem Wasserspiegel immer mehr näherte.

Daß bei seinem Turnerexercitium die ganze Mühle nachkommen und ihn in eine so höchst merkwürdige Lage bringen würde, war dem Baron außer allem Spaße. Er warf unterschiedlichemale den Blick rückwärts nach dem nachkommenden Ungeheuer und bald wieder nach der Wasserfläche, welcher er bereits in eine höchst unerwünschte Nähe gekommen. Nichtsdestoweniger blieb ihm nichts übrig, als seine Reise nach dem Ufer fortzusetzen. Bei dieser nicht wenig anstrengenden Arbeit hingen die beiden Schöße des nach der neuesten Nummer der Modezeitung angefertigten und darum noch nicht bezahlten kostbaren Fracks perpentikulär nach dem Wasserspiegel herab und kamen demselben immer näher.

Die Damen am Ufer, welche den kunstreichen Anstrengungen des kühnen Meergeusen nicht ohne großes Interesse zuschauten, hatten anfänglich noch keine Ahnung von der bedenklichen Seelenstimmung, die sich des Barons bemächtigt hatte. Aber auffallend mußte es ihnen erscheinen, daß die Frackschöße mit jedem Rucke des Turners dem Wasser immer näher kamen.

„Ich lache mich todt,“ sagte Josephine, „wenn

das neumodische Meisterwerk mit den Spitzen etwas feucht wird."

„Allen Anschein hat es dazu," sprach Marianne, „ich begreife nicht, wie er die Frackzipfel trocken durchbringen will, sie sinken ja immer mehr dem Wasser zu."

In der That schwebten die letzten Außenpunkte des Fracks kaum noch eine halbe Elle hoch über der feuchten Fläche; bald kaum eine Hand breit, denn die Mühle folgte systematisch dem bereits mit Verzweiflung arbeitenden Baron und das Seil gab immer mehr nach.

Der verhängnißvolle Augenblick, wo die Spitzen des Meisterstücks der Bekleidungskunst Bekanntschaft mit dem Wasser machen sollten, rückte immer näher.

Josephine, die vor Lachen bereits nicht mehr sprechen konnte, brachte nur die Worte heraus: „Baron, Baron, Ihr Frack wird naß, fassen Sie doch nach Ihrem Frack."

Das gottlose Mädchen hatte guten Rath geben, nach dem Fracke zu fassen, womit sollte denn das der neumodische Wassermann bewerkstelligen, der seine Arme und Hände im Leben nie nöthiger bedurft, um sich selber fortzuhelfen? Er konnte auf sein Meisterwerk der Bekleidungskunst jetzt schlechterdings keine Rücksicht mehr nehmen und mußte dasselbe

seinem Schicksal überlassen. Sein Hauptbestreben war vor allem dahin gerichtet, möglichst schnell das Ufer zu erreichen, und leider hatte er noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Der große Moment, der von dem Publikum am Ufer mit solcher Sehnsucht erwartet worden, war jetzt erschienen. Die Spitzen der Frackschöße küßten das feuchte Element, erst zart und spielend, aber jemehr der Turnkünstler mit Leibesverachtung vorwärts arbeitete, immer kecker und vertrauter.

Ein Lachschrei vom Ufer begleitete die außerordentliche Erscheinung. Die Mühle kam immer näher, das Seil sank immer tiefer; der Baron fühlte sich auf einer Höllenfahrt begriffen, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht in einen Feuerschlund, sondern ins Wasser ging.

Das Lachgeschrei auf dem Lande ging jetzt in einen Lachkrampf über, der vollkommen sprachlos machte, als Sparrenberg sich unterschiedlichemale verzweifelt anstrengte, mit der einen Hand unter sich zu greifen und die triefenden Frackzipfel aus dem Wassergrabe zu retten. Es war alles vergebens; seine Lage ward dadurch nur verschlimmert, weil die angestellten Rettungsversuche das Tau noch mehr nach der Tiefe zogen.

Jetzt nahte bereits der für die Lage und Stimmung des Barons außerordentlich störende Moment, wo derjenige Theil am Baron, welcher beim Niedersitzen für die gesammte Menschheit von so ungemeiner Wichtigkeit ist, dem Wassergrabe zuschwankte und bald von den Wellen bespült wurde: ein Sitzbad, wie es kein Doktor kühlender zu verschreiben vermochte.

Der Zustand der zuschauenden Damen bei den Manövern des kämpfenden Neptun, dem aller Humor, alle Laune, ja alle Sprache und selbst Flüche zu Wasser geworden, war unbeschreiblich. Als jedoch die Wellen sich des ganzen Gesäßes des Herrn Barons bemächtigt hatten, wich die zeitherige krampfhafte Lachstimmung der Besorgniß, daß Sparrenberg endlich in dem heimtückischen Element seinen Untergang finden könnte, und man rief den Müller zu Hilfe.

„Benedix, Benedix, herbei," tönte es vonseiten der beiden Fräuleins, „helft unserm Herrn Begleiter aus den Wellen! Er ertrinkt."

Benedix schaute, sein Pfeifchen rauchend, gemüthlich aus dem Fenster seines Häusleins, das hart am Ufer stand.

Er lachte ebenfalls über die verzweifelten Ka-

priolen und desperaten Griffe des Barons, beruhigte aber die Frauen.

„Hier ertrinkt ka Katz,“ sprach er.

„Es ist ja aber auch keine Katz’, sondern ein Herr,“ riefen die Fräuleins.

„Desto besser,“ fuhr Benedix fort, „braucht der Herr bloß die Steckelbeen’ ’neinzustecken, hat Grund vollauf und oben ’s Tau, hat kei Gefahr.“

Als Sparrenberg so despektirlich von seinen untern Gliedmaßen, auf welche er sich nicht wenig einbildete, sprechen hörte und überdieß dem Müller, weil er die Mühle nicht fester gekettet, alle Schuld seines unermeßlichen Mißgeschicks beimaß, gerieth er trotz seiner mißlichen Lage in Wuth.

„Ochse,“ schrie er verzweifelt, „zieh’ Er in drei Teufelsnamen seinen verfluchten Kasten zurück, ich bring’ ja keinen trockenen Faden ans Ufer.“

Benedix steckte den ‚Ochsen‘ gelassen in die Tasche; aber an den ‚verfluchten Kasten‘ legte er keine Hand.

„Wie kann ich zurückschieba die Mühl’,“ antwortete er mit außerordentlichem Gleichmuth, „da so a schwerer Klunker am Tau baumelt?“

Da sich die Frauen am Ufer jetzt überzeugt hatten, daß es mit der Wasserfahrt keine Gefahr

für ihren Gast auf sich habe und höchstens die Kleidung durchnäßt werde, gewann die Heiterkeit und das Gekicher, welches den unermüdlich arbeitenden Meergeusen vollends zur Verzweiflung brachte, wieder die Oberhand. Sparrenberg ragte jetzt bereits nur noch als Büste und mit einem Theile der untern Fußbekleidung aus dem Wasserspiegel empor. Den Gedanken an seine Toilette, mit welcher er nur Siege zu erringen hoffte, durfte er gar nicht denken, wollte er nicht loslassen und sich sofort ersäufen.

Der verunglückte Fischerstecher war jetzt auf dem Punkte seiner nassen Reise angelangt, wo das Seil der Wasserfläche am nächsten war, so daß jetzt nur noch das Kopfstück und die arbeitenden Arme sichtbar waren. Der Müller, der noch immer gelassen zuschaute, schüttelte sein dickes Haupt.

„Is das a Fratz," sprach er. Dann rief er dem Baron zu: „Stauch' Er die Stackliche auf 'n Grund, 's geht bis zum Nabel."

Sparrenberg, der seine Unaussprechlichen einmal dem Verderben geweiht sah, befolgte diesen Rath, und kam auf seine Füße zu stehen, so daß ihm das Wasser nur noch bis an die untere Brust ging. Er watete die kurze Strecke zum Ufer, das Wasser rauschte, und er stieg weniger als ‚feuchtes Weib',

wie in Heine's Liedern, sondern als ‚feuchter Mann', oder nach anderem Ausdrucke als nasser Pudel ans Land. Eine verunglücktere Expedition hatte er in diesem Leben noch nicht unternommen; ein größeres Mißgeschick war noch nicht über ihn hereingebrochen.

Die beiden Fräuleins umliefen das Unglückskind mit Thränen in den Augen, aber nicht mit Thränen des Schmerzes, sondern des Lachens ob der wahrhaft gottverlassenen Lage ihres Kavaliers. Zum Glück kam jetzt die rasche Müllerin herbei und eskortirte den zappelnden Wassermann in die Mühle, aus welcher er nach einiger Zeit als Müller, nämlich in der Sonntagskleidung des Benedix hervortrat, ein Kostüm, welches abermal außerordentliche Belustigung darbot. Da Benedix ein korpulenter Mann, so wären zwei Barons in des Müllers Kleidung gegangen. Es entwickelte sich daher ein eigenthümlicher Faltenwurf, der zu den mannigfachsten Bemerkungen der Fräuleins Veranlassung gab.

Die einzige Rettung für Sparrenberg wäre gewesen, wenn er sein allerdings höchst nichtswürdiges Malheur selbst zum Gegenstande des Witzes und der Laune gemacht, aber dazu fehlte dem blasirten Baron der nöthige Humor. Er ließ seine Flügel hangen wie ein Papagei, der beregnet worden. Der

Gedanke an seine Garderobe, an deren Trockenwerdung unter drei Tagen nicht zu denken, so breiartig war alles, raubte ihm alle gute Laune, und das beständige Gekicher der jungen Damen war ebenfalls nicht geeignet, ihn rosenroth zu stimmen. Er fühlte, daß er in seiner umfangreichen Müllertracht unwiderruflich ein Gegenstand des Spottes und Gelächters werden mußte und daß dieser Eindruck auf die beiden Fräuleins ein bleibender sein müsse. Durch diese nichtswürdige Wasserfahrt fühlte er seinen ganzen erotischen Feldzugsplan, den er sich so schön ausgesonnen, zertrümmert. In welcher Liebenswürdigkeit er sich auch später zeigen mochte, die zu Wasser gewordene Turnfahrt mit der dazugehörigen Müllertracht zerstörten alle Illusion. Er sah das ein und wünschte sich hundert Meilen weit. Sein innerer Zustand war gräßlich, und selbst die Trostsprüche der jungen Damen, die freilich halb wie Scherz klangen, vermochten nicht, sein düsteres Gemüth aufzuheitern.

In der Müllertracht, das sah der Baron ein, konnte er nicht nach Rosenau zurückkehren, alle Sperlinge und Elstern wären vor der Erscheinung meilenweit davongeflogen. Sonach war ein Bote abgeschickt, den Reserveanzug herbeizuholen. Es erfolgte nach einiger Zeit eine abermalige Metamorphose und

der Baron, dem die Kleider alles waren, fühlte sofort etwas Laune wiederkehren, sobald er die Müllerhaut vom Leibe hatte. Man verzehrte in ziemlich heiterer Stimmung die Abendmahlzeit; doch konnte der Baron trotz aller Mühe, die er sich gab, die frühere Liebenswürdigkeit nicht wiederfinden. Der Gedanke an seinen ruinirten Frack nach der neuesten Nummer der Modezeitung fiel wie Mehlthau auf seine Stimmung, und die erotischen Siege, die er sich von diesem Spaziergange und namentlich von der Seilfahrt versprochen, verblieben im Reiche des Traumes. —

Während aber der schalkhafte Gott Amor den blasirten Baron in der Fliedermühle ins Wasser tauchte und der Lächerlichkeit preisgab, streute er im Garten von Rosenau die schönsten Rosen auf das Haupt des glücklichen Ehregott. Der Kandidat hatte sich am Spätnachmittag eine Erholungsstunde gegönnt und sich in den Schatten einer der abgelegensten Lauben des herrschaftlichen Gutsgartens geflüchtet. Er beseligte sich am Hesperus, nicht jenem Gestirn, das den Abendhimmel verschönt, sondern an jener herrlichen Dichtung, welche unser theurer Jean Paul seinem deutschen Volke hinterlassen. Die holdselige Gestalt der Klothilde stand in all ihrem Reize

vor seinem innern Gesicht, als sie durch ein Mädchen aus der Wirklichkeit ebenbürtig ersetzt werden sollte.

Marie hatte die Abwesenheit der Damen vom Hause benutzt, sich ebenfalls eine Mußestunde zu gönnen. Sie griff daher gleichfalls nach einem Buche der Dichtung, der anmuthigen Louise von Voß, und eilte in den stillen Garten. Da sie von dem Zöglinge Ehregott's erfahren, daß letzterer eine kleine Landpartie für den Nachmittag festgesetzt, glaubte sie sich ganz allein und fühlte sich ungemein glücklich. Um möglichst ungestört und verborgen ihrer Lektüre nachhangen zu können, suchte auch sie die entlegenste Laube des Gartens, erschrack aber nicht wenig, als sie dieselbe bereits von Ehregott besetzt fand. Wie mit Blut übergossen, wollte sie sich entschuldigend zurückziehen, als der junge Mann wie bezaubert aufsprang und in weichem, herzgewinnenden Tone zu dem holden Mädchen sprach:

„O Marie," bat er, „fliehen Sie nicht, wie oft hab' ich mich nach dem glücklichen Augenblicke gesehnt, mit Ihnen einmal recht vom Herzen zu reden."

Wie Engelston klangen diese Worte im Innern der glücklichen Jungfrau wieder. Sie zitterte leise und ihre Wange war hochgeröthet.

Ehregott hatte seine herzlichen Worte nicht in der Absicht gesprochen, wie andere junge Männer, welche die Gelegenheit benutzen, um ein Liebesabenteuer anzuknüpfen; sein Beweggrund war ein edlerer. Auch er hatte endlich von mehreren Seiten vernommen, wie Marie wegen ihrer interessanten Erscheinung den beiden Fräuleins ein Dorn im Auge sei, und daß alle beide sich die möglichste Mühe gäben, dem armen Kinde das Leben so sauer wie möglich zu machen. Gern hätte er, der in solchen Dingen den geraden Weg liebte, selbst bei Marien angeklopft; aber immer wußten es die beiden wachsamen Fräuleins einzurichten, daß Marie möglichst fern von dem Kandidaten gehalten wurde und daß die beiden nur in Gegenwart der Damen vom Hause einander zu Gesicht bekamen. Dazu war Marien ein strenggemessenes Verhalten in Bezug auf den Hauslehrer angelegentlichst zur Pflicht gemacht worden. Die beiden Fräuleins fürchteten nämlich, daß sobald Ehregott nur den zehnten Theil von der Unbill, die sie sich gegen das arme Kind hatten zuschulden kommen lassen, erführe, er in seinem heiligen Eifer im Stande wäre, ein wahres Weltgericht auf sie herab zu beschwören. Die unerwartete Ankunft Sparrenberg's hatte nun in den Vorsichtsmaßregeln eine kleine

Unterbrechung eintreten lassen. Die Fräuleins glaubten nicht anders, als der Kandidat sei mit seinem Eleven in den Wald und über die Berge gezogen, wie so häufig vorkam; sie wußten aber nicht, daß der Herr Bruder durch Unfleiß und Ungehorsam den Spaziergang verwirkt und auf seinem Zimmer geräuschlos über seinem Strafpensum saß.

Ehregott hatte die zitternde Hand Mariens erfaßt und schaute mild und klar in das holde Antlitz. Er bat, auf einer der Bänke Platz zu nehmen, indem er scherzend meinte, sie seien nun so lange in einem und demselben Hause und könnten doch so gut einmal mit einander plaudern, wie die Andern. Wie von geheimer Zaubermacht getrieben, vermochte Marie den Bitten Ehregott's nicht zu widerstehen, und seine herzliche Rede flößte ihr Vertrauen ein und verscheuchte alle Furcht. So saßen die beiden jungen Leute zum erstenmale einander ohne Zeugen gegenüber.

Ehregott, anstatt wie mancher andere junge Mann an seiner Stelle gethan haben würde, das schöne Mädchen mit Schmeicheleien zu überhäufen, ging sofort auf das Hauptthema über, welches sein Inneres beschäftigte. Er theilte Marien offen mit, daß er vernommen, wie sie sich in ihrer Stellung

nicht ganz glücklich fühle, und daß sie von den beiden Fräuleins mancherlei zu dulden habe.

Marie, die sich noch nie glücklicher befunden als im gegenwärtigen Augenblicke, gestand, daß seit sie auf dem Lande wohne, ihr nichts zu ihrer Zufriedenheit abgehe. Ehregott forschte schonend und theilnehmend weiter, doch war Marie edel genug, kein Wort der Anklage hinsichtlich ihrer Widersacherinnen lautwerden zu lassen. Sie entschuldigte das Benehmen der Fräuleins mit ihrem etwas lebhaften Temperament und gestand, daß sie als unerfahrenes Landkind wohl auch manches nicht werde nach dem Wunsche der Herrschaft recht gemacht haben und daß da manche Klage gewiß gerechtfertigt erscheine Sie sprach so rührend und lieblich, der Engel der Anmuth und Unschuld lächelte von ihrem Antlitz, daß dem frommen Ehregott allmälig so wundersam ums Herz wurde und er gar nicht begriff, wie er mondelang diesem eingebornen Engel gegenüber wie ein entschiedener Klotz sich habe benehmen können. Er wußte gar nicht, wie das zuging, die einfache Gartenlaube war ihm nach und nach ein Bosket aus dem Paradiese geworden. Was hatte er doch nur gedacht, was hatte er doch nur gefühlt die ganze Zeit daher? Das war die Marie, die er so oft gesehen

und selbst flüchtig einigemal gesprochen, und das war eben diese Marie nicht mehr. Ein leuchtender Engel war es geworden, der Bote einer seligen Welt. Wie eine Binde fiel es ihm von den Augen, ein himmlisch Licht durchleuchtete sein Innerstes und wie schon mancher selige Sterbliche in ähnlichen Himmelsblicken fühlte auch er

,— es klar und hell im Innern werden,
Sie ist es, oder Keine sonst auf Erden!'

Segnend hält der Dichter seine Hand über Dich, theures Paar, über zwei gläubige gottvertrauende Seelen, verklärt von dem Morgenrothe der ersten Liebe. —

Als die Liebenden nach einiger Zeit aus der Laube traten, war ihnen alles verändert, verklärt. Ehregott, der trotz seiner Himmel seines irdischen Eleven nicht vergaß, eilte nach dem Herrnhause, befreite den Sträfling und ertheilte ihm Urlaub, Pastors Knaben zu besuchen, eine Vergünstigung, die mit großem Vergnügen angenommen wurde. Kaum aber hatte der selige Ehregott seine Pflicht als Erzieher erfüllt, als er auch wieder nach dem Garten zurückeilte, wo er seinen Engel zurückgelassen. Wie ein glücklicher Gott stürmte er durch die Gänge, und mußte geraume Zeit suchen, ehe er das geliebte blaue

Kleid durch die Zweige winken sah. Die beiden wandelten jetzt gottselig die weitverschlungenen Parkanlagen, welche die Räume des Gartens begrenzten, entlang und keines von beiden entsann sich im Leben, je so rosenrothe Stunden verlebt zu haben. Mit welcher stillen Seligkeit hing Ehregott an der sanften Rede Mariens, wenn sie in ihrer Natürlichkeit erzählte, wie sie ihre Tauben füttere und wie sie unlängst in aller Stille ein Hänflingsnest belauscht. Den entschiedensten Sieg aber feierte unstreitig das holde Kind über das Herz ihres Anbeters, als sie ihm fromm gestand, wie seine Abendlieder sie so oft getröstet und gestärkt hätten.

Wunderbar ergriffen, erfaßte er ihre Hand.

„O Marie," sprach der Glückliche, „ein solcher Engel wohnte in meiner Nähe und ich ahnte es nicht!"

Marie, selbst alle Himmel in der Brust, war nicht vermögend die Hand zurückzuziehen. So traten die beiden Hand in Hand auf eine Art Altan, der am Ende des Parkes über die Tiefe hinausgebaut war, und von welchem man die wunderherrlichste Aussicht auf das ganze reizende Thal von Rosenau genoß, das soeben in den Flammen der Abendsonne, in rother Verklärung lag. In sprachloser Rührung schauten die Liebenden hinab in die abendrothbrennende

Schöpfung. Rings athmete tiefste Stille; es war eine jener Weihestunden im Leben, wie sie am wolkentrüben und nebelfeuchten Lebenshorizonte in der Regel nur einmal vorüberziehen als beseligende Evangelien eines Reichs, das nicht von dieser Welt. Tief bewegt und unschuldvoll wie im Angesichte Gottes zog Ehregott Mariens Hand näher an seine Brust und wie im gottbeseligten Gebet sprach er die Worte:

„„Wie groß ist des Allmächtigen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der Ihm gebührt;
Ja, Seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig uns're größte Pflicht,
Der Herr hat unsrer nie vergessen,
Vergessen wir auch Seiner nicht!‟‟

Und Marie neigte ihr süßes Blumenhaupt näher an seine Brust und flüsterte:

„„Der Herr hat unsrer nie vergessen,
Vergessen wir auch Seiner nicht!‟‟

Viertes Kapitel.

Fidelis hatte endlich das Ziel seiner Reise erreicht. Es war ein freundlich Inselland in einem der

zahlreichen Archipel des stillen Meeres, eine Kolonie der Engländer, über welche Tom Tomson, ein naher Verwandter unseres britischen jungen Helden als Gouverneur gebot. Fidelis war immer der Liebling des alten knorrigen und drolligen bejahrten Mannes gewesen. Darum war der letztere auch mit Freuden auf den Vorschlag eingegangen, eine unschuldige Rolle in der drolligen Komödie, die Fidelis mit dem zu strafenden Wucherer aufführte, einzunehmen. Durch einen Brief war Tom Tompson von dem ganzen Scherze in aller Ausführlichkeit in Kenntniß gesetzt worden, und man hatte den Alten seit langer Zeit nicht so herzlich lachen hören.

Diese englische Besitzung Otawati, sagte man Hornickel'n, sei eine Nachbarinsel des großen Königreichs Tauharawi. Hier müsse man vorher vor Anker gehen, um sich von den Strapazen der Seereise zu erholen und um die übrigen Vorbereitungen zu treffen, damit man mit Glanz in Tauharawi einziehen könne.

Hornickel ging nicht ohne Majestät auf dem Verdecke auf und ab und beschaute sich nicht ohne Wohlbehagen die schöne Landschaft, welche mit aller Pracht tropischer Vegetation aus dem Meere emporstieg.

„Fruchtbar Land," sprach er, „wenn ich da was

zu befehlen, ließ ich ausschlachten nach Herzenslust. Es müßte das ein schön Stück Geld abwerfen."

„Diese englische Besitzung," versetzte Fidelis, der neben ihm stand, „reicht im Vergleiche der Fruchtbarkeit Tauharawi nicht das Wasser," und der gleichfalls danebenstehende Strichelius machte auf die hochgewachsenen Kleefelder an dem einen Ende der Insel aufmerksam.

„Wenn ich doch hier mein kirchberger Rindvieh hätte," bedauerte Hornickel, „das sollte sich eine Güte thun."

„Wie wird Euch denn zu Muthe, Hoheit, beim Anblick solcher Herrlichkeit," fuhr Strichelius fort.

„Reisemarschall," versetzte Hornickel nicht ohne Würde, „ich bereue es nicht, die Reise unternommen zu haben."

„Das will ich meinen, wenn Einem ein Königreich wie eine gebackene Pflaume ins Maul fällt"—

„Daß Er sich die alte pöbelhafte Ausdrucksweise noch gar nicht abgewöhnen kann, Reisemarschall. Das muß anders werden. Ich bitte mir es aus. Hab' ich nicht recht, Herr Mirza ben Hafiz?"

„Erlauben mir, Hoheit, die vollkommenste Beistimmung auszusprechen," erwiederte Fidelis, „indeß besitzen wir in Tauharawi Mittel, den Leuten die

übliche Höflichkeit beizubringen. Zehn Bastonadenhiebe für den ersten Verstoß dürften hinreichend sein."

„Pfui Teufel," schauderte Strichelius.

„Herr Gesandte," wandte sich Hornickel an Fidelis, „wollen Sie gefälligst dieses ‚pfui Teufel' in Ihre Brieftasche notiren. Ich bin dafür, daß man bereits jetzt den Anfang macht, dagegen einzuschreiten. Der Kerl kompromittirt mich sonst schon auf Otawati auf die schauderöseste Weise."

„Wollte mir erlauben, daß das ‚Kerl'" — sprach bescheiden Mirza ben Hafiz.

„Haben Recht," gestand Hornickel, „aber trägt nicht der Reisemarschall die alleinige Schuld? Er weckt mir die Galle, daß ich mich vergesse. Notiren Sie gefälligst auch das ‚Kerl.' Er hat's verschuldet und soll es später verbüßen."

Indessen näherte sich das Schiff immer mehr dem Lande, an dessen angenehmer Lage sich der Beherrscher von Tauharawi nicht sattsehen konnte.

„Wenn das rationell bewirthschaftet wird," sprach er, „muß es Unsummen abwerfen. In ein paar Jahren bin ich ein gemachter Mann. Wenn mir 's Regieren nicht gefällt, schlag' ich die Krone los an den Meistbietenden. Ist auch mitzunehmen. Hab' ich einmal die Gewalt, stoß' ich die Satzung wegen

der Ratte um, trete die Krone an irgendeinen Liebhaber ab, wenn auch das Thier nicht auf ihm sitzt."

Ein Kanonenschuß vom Hintertheile der Fregatte schreckte Hornickel'n aus seinen Betrachtungen und Zukunftsplänen empor. Dem ersten Schuße folgte ein zweiter und dritter, welche Begrüßung vom Lande mit gleichem Kaliber erwiedert wurde.

Fidelis kam jetzt in offizieller Hast herbei.

„Hoheit," rief er, „es ist jetzt keine Zeit zu verlieren, uns in unsere Staatskleider zu werfen, da die Ankerwerfung und Ausschiffung in kurzem bevorsteht. Hoheit werden erstaunen, mit welcher Ehrfurcht wir von dem englischen Gouverneur werden empfangen werden. Ein äußerst gutes Zeichen. Nicht allen indischen Fürsten widmet Großbritanien und Irland solche Auszeichnung. Verscherzen Hoheit darum nie die Freundschaft Englands."

„Ganz recht, ich werde aber doch diesen Spitzbuben — notiren Sie gefälligst das ‚Spitzbuben' auf Rechnung des Strichelius, es fuhr mir aus alter Gewohnheit heraus — ich wollte sagen Engländern auf die Finger sehen. Wenn dieses Volk Komplimente macht, fällt es nie ohne Vortheil von der Bank. Ich werde mich mit England auf einen Fuß stellen, wo ich es durchschauen kann. O man lerne mich die Englän-

der nicht kennen, zumal als Nachbarn. Glauben Sie, Herr Gesandter, gefährliche Nachbarschaft! Aber sie sollen an mir ihren Mann finden. Darauf verlassen Sie sich, Herr Gesandter."

„Das ist königlich gesprochen," verbeugte sich Fidelis, welches Kompliment Hornickel mit stillem Selbstbehagen hinnahm.

Fidelis mahnte jetzt von neuem, die offizielle Tracht anzulegen. Diese Tracht bestand in einer Art phantastischer Uniform und war von Strichelius, der in allen Dingen bewandert war, ausgedacht worden. Namentlich hatte man es am offiziellen Rocke Seiner Hoheit an Schnüren, Besatz, Tressen und sonstiger Zierrath nicht fehlen lassen, während die Uniformen des übrigen Personals sehr einfach ausgefallen waren. Hornickel trug auf seinem dreikrämpigen Hute auch noch einen Federbusch, welcher vermöge seiner Größe der korpulenten Gestalt ein sehr drolliges Aussehen gab. Majestätisch schwankte zu seinen Häupten der Stutz, wenn der künftige Beherrscher von Tauharawi stolz das Verdeck auf- und abschritt.

Eine ähnliche Erscheinung bot sich bald wieder dar, als die Stunde der Landung nahte. Die gesammte Gesandtschaft einschließlich ihres hohen Herrn

und Meisters befand sich in allerhöchster Galla und bestieg, nachdem das Schiff Anker geworfen, das Boot, welches sie nach dem Lande brachte.

Da Tom Tomson das Gerücht hatte verbreiten lassen, die zu verhoffenden Gäste seien eine Gesandtschaft von einem wichtigen Insellande, die mit Auszeichnung empfangen werden müßten, so gab es einen ziemlichen Volksauflauf am Ufer, und das Tücherschwenken und Hurrahrufen wollte kein Ende nehmen.

„Hören nur, Hoheit," sprach Fidelis, der an Hornickel's Seite im Boote stand, „mit welchem Enthusiasmus das Volk von Otawati den König des großen Nachbarreichs empfängt."

„Mir nur schätzbar," versetzte Hornickel und begann zu fühlen, wie behaglich es auf Nieren und Eingeweide wirke, wenn Jubel des Volkes zu erlauchten Ohren schlägt.

Das Boot legte endlich an. Hornickel nebst Begleitern stiegen aus und wurden von dem Hafenkommandanten, welcher den Auftrag hatte, die hohen Gäste zum Herrn Gouverneur zu geleiten, ehrfurchtsvoll empfangen, die Hafenwache präsentirte, die Trommel wurde gerührt und die Fahnen flaggten. Das Volk bildete eine Gasse, und als Fidelis sich

das Vergnügen machte, zahlreiche kleine Geldstücke auszuwerfen, erreichte der Enthusiasmus des Jahnhagels den höchsten Grad. Es entstand um die kleinen Münzen nicht selten Rammelei und Balgerei, daß einigemal sogar der königliche Zug in seinem Vorwärtsschreiten Aufenthalt erlitt. Hornickel benutzte denselben, dem Mirza ben Hafiz den Leviten zu lesen.

„Sie verwöhnen das Volk," sprach er ernst, „sehen Sie den Krawall, welchen Unfrieden haben Sie angestiftet durch Ihre thörichte Freigebigkeit. Hätten Sie an das Volk in meinem Namen ein paar Kannen Bier verabreicht, hatten wir uns nobel abgefunden."

Fidelis entschuldigte sich mit den Landessitten.

„Solche kostspielige Landessitten duld' ich aber nicht."

Endlich erreichte man die Wohnung des Gouverneurs, welcher ausnehmend erfreut war, die Bekanntschaft seines künftigen königlichen Nachbars zu machen. Der edle Gastfreund hatte zugleich Sorge für ein opulentes Frühstück getragen, welches von den angelangten Gästen mit großem Appetit verzehrt ward. Hornickel erhielt, wie sich von selbst verstand, den Ehrenplatz an der Seite des Gouverneurs,

welcher seinem Nachbar nicht genug versichern konnte, wie lange sich die Bewohner von Tauharawi nach einem neuen Kahameda gesehnt.

„Es ist ein gutes Volk," sprach der Gouverneur, „wenn es auch zuweilen von der alten üblen Angewohnheit nicht lassen kann, den eigenen Kahameda nebst Familie aufzuessen" —

Hornickel, welcher mit der Gabel soeben einen energischen Angriff auf eine verführerische Salamiwurst ausführen wollte, ließ bei den letzten Worten vor Schreck die Angriffswaffe fallen.

„Was" — rief er, „aufessen?" —

„Leider," vervollständigte der Gouverneur seinen Bericht, „und zwar nicht etwa aus Haß oder Naschhaftigkeit, nein, aus purer Liebe."

„Aus Liebe?"

„Ja, ein sonderbares Volk. Namentlich wenn sich der Kahameda durch eine milde, wohlthätige Regierung auszeichnet. Wer die Tauharawier kurz hält und streng Regiment führt, nach dem steht ihr Appetit nicht; dem kommen sie gern nicht zu nahe."

Hornickel athmete etwas auf. Er dachte: „An Strenge soll's nicht fehlen; und der Wohlthaten kann ich mich nöthigenfalls auch enthalten." Dieser Gedanke tröstete ihn insoweit, daß er von neuem nach

der Wurst stach. Nichtsdestoweniger ging ihm doch die Aufesserei sehr im Kopf herum und er erkundigte sich eines Näheren.

„Wie ist es aber nur möglich,“ frug er, „daß ein Volk seinen König aus Liebe aufspeist?“

„Nichts ist leichter,“ antwortete der Gouverneur; „der beliebte Kahameda läßt sich vielleicht nach einem neuen Steuererlasse, den seine Sparsamkeit zustande gebracht, irgendwo öffentlich blicken. Er besucht ein Königschießen, Sackhüpfen, Türkenstechen oder Stangenklettern, wo viel Volk versammelt ist. Das Volk in seiner Freude und Dankbarkeit kennt sich nicht. Es drängt sich um den geliebten Vater des Vaterlandes, der sich der Zärtlichkeit seiner geliebten Unterthanen nicht erwehren kann. Einer drängt den andern; jeder strengt alle seine Kräfte an, der geheiligten Person so nahe wie möglich zu kommen. Immer enger schließt sich der Knäul; der geliebte Kahameda schnappt nach Luft; alles vergebens; in nicht zu langer Zeit ist der Geliebte zu Brei gedrückt. Kaum aber gewahren die Zunächststehenden, daß die Majestät der Zärtlichkeit seiner Unterthanen erlegen, als jeder sich ein Andenken von ihm mitzunehmen wünscht. Jeder wünscht einen Theil des Kahameda seinem eigenen Leibe zu inkorporiren. Da der Kahameda

einen guten Tisch führt, schmeckt sein Fleisch auch nicht bitter. Das wissen seine theuern Unterthanen und langen zu. Oft kommt bei solchen Gelegenheiten kein Knochen des spazieren gegangenen Kahameda nach Hause."

„Eine gräßliche Liebe," schauderte Hornickel, sich mit einem Tuche den Schweiß trocknend, denn das opulente Frühstück wie die Erzählung des Gouverneurs hatten ihn in gleichem Grade warm gemacht.

„Also ein tyrannischer Kahameda," erkundigte er sich nach einer Pause, „wirkt weniger verlockend auf den Appetit der Unterthanen?"

„Der kann hundert Jahre alt werden," tröstete Tom Tomson, „dem geschieht nichts."

„Ich kann daher die Milde auf dem Throne von Tauharawi nur für eine bedauerliche Schwäche erklären," sprach Hornickel.

Der Gouverneur zuckte mit den Achseln.

„Und gleichwohl ist das Volk so gut und verdient Liebe," sagte er.

„Der Teufel auch," polterte Hornickel, „wenn es einen vor Liebe erdrückt und gar auffrißt."

„Allerdings, auch die Liebe hat ihre Grenzen," versetzte der Gouverneur.

„Ich halte es daher," fuhr Hornickel fort, „für

jeden neuen Kahameda für Pflicht, dieser Liebe gewisse Grenzen zu setzen."

„Das hängt von der Weisheit Ew. Hoheit ab."

„Ich werde mich sonach in der Liebe keineswegs überstürzen," sprach Hornickel.

„Mehrere menschenfreundliche Kahamedas," erzählte der Gouverneur weiter, „haben ein besonderes Mittel angewandt, sich die zudringliche Liebe ihrer Unterthanen wenigstens vom eigenen Leibe zu halten."

„Worin bestand dieses Mittel," erkundigte sich Hornickel.

„Sie bestrichen sich," fuhr Tom Tomson fort, „am ganzen Leibe mit dem Safte des Umaobaums, der stank so niederträchtig, daß es der heißesten Liebe nicht möglich war, der Person des Monarchen auch nur zehn Schritte zu nahen."

„Da sind also die Beherrscher von Tauharawi," frug Hornickel, „gleichsam als Stänkerböcke unter ihrer verehrten Unterthanschaft auf- und abgewandelt. Ein eigenes Plaisir. Müßte schönstens danken. Muß so ein Kahameda eine Nase gehabt haben! Er roch sich doch natürlich selber?"

„Auch für Beseitigung dieses Uebelstandes war gesorgt," belehrte der Gouverneur, „der Hofchirurg mußte vorher den Geruchsnerv ertödten."

„Nun," gestand Hornickel, „an meiner Nase lasse ich wegen der lebensgefährlichen Liebhaberei meiner Unterthanen keine Experimente und Operationen anstellen. Hoffentlich, daß es mir gelingt, anderweite Mittel ausfindig zu machen, diese haarsträubende Liebe auf ein gehöriges Maß zurückzuführen."

Der Gouverneur, um die unbehaglichen Gedanken, welche die tauharawische Unterthanenliebe in Hornickel nothwendigerweise hervorgebracht haben mußten, zu zerstreuen, theilte jetzt die mannigfachen Annehmlichkeiten mit, welche die Herrschaft des schönen Insellandes für den jedesmaligen Beherrscher mit sich brächten.

„Mir sind Kahamedas bekannt," sprach er, „welche die Kunst des guten Wirthes in solchem Grade verstanden, daß sie nach Jahr und Tag ein paar Millionen Rupien erübrigten."

„Donnerwetter," wollte Hornickel herausfahren, besann sich aber noch zu rechter Zeit seiner Stellung und sagte: „à la bonheur! Wie sah's aber da mit der Liebe aus?"

„Diese ließ sich freilich halten," bemerkte der Gouverneur und fuhr fort: „Jene guten Wirthe setzten sich nach wenig Jahren zur Ruhe und überließen

die Sorgen der Regierung, sowie die Lasten der Krone ihrem Nachfolger."

„Das wär' auch so mein Gusto," nickte Hornickel beifällig.

Fidelis erkundigte sich jetzt beim Gouverneur, ob die Behörden von Tauharawi von der bevorstehenden Ankunft des neuen Kahameda bereits in Kenntniß gesetzt seien, wie er verordnet?

„Die Befehle von Exzellenz," erwiederte Tom Tomson, „sind pünktlich vollzogen. Unmittelbar nach dem Eintreffen Ew. Herrlichkeit Schreiben, ist ein Boot mit der freudigen Botschaft nach dem glückseligen Insellande abgegangen, so daß wir der Ankunft einer Regierungskommission stündlich entgegensehen können. Ich wundere mich, daß sie noch nicht eingetroffen, da das ruhige Meer der Fahrt keine Hindernisse in den Weg legt?"

Nachdem der humoristische Tom Tomson Hornickel'n ob der lukrativen Vorzüge als Kahameda den Mund hinreichend wässrig gemacht, ward eine Spazierfahrt durch die Insel Otawati unternommen und ward Hornickel überall mit Ehrfurcht und Auszeichnung begrüßt, so daß er sich immer mehr als Potentat zu fühlen begann.

Um der zu erwartenden Regierungskommission von Tauharawi einen würdigen Empfang bereiten und um die Komödie mit der Bestrafung des Wucherers und Geizhalses möglichst bequem zu Ende führen zu können — der Gouverneur konnte sich vermöge seiner Stellung jetzt nicht weiter an dem Scherze betheiligen — hatte Fidelis ein fast im Innern der Insel einsam gelegenes, aber sehr stattliches Landhaus gemiethet. Hornickel erhielt für seine Person die schönsten Zimmer eingeräumt und ward mit zahlreicher Dienerschaft umgeben. Ein Wink war Befehl und ein Dutzend Schwarze eilten, den Wünschen des Gebieters nachzukommen.

Obschon Hornickel kein Freund von großem Luxus war, so ließ er sich doch die zahlreiche Dienerschaft gefallen, da ihm dieselbe keinen Heller kostete. Fidelis hatte ihm nämlich weißgemacht, daß die ganze Bedienung nebst Bewirthung aus dem Sackel des Gouverneurs bestritten werde. Der schlaue Hornickel lachte sich ins Fäustchen. Da Mißtrauen gegen jeden von einem Weibe Geborenen sein angeborenes Erbtheil war, konnte er sich nicht denken, daß der Gouverneur ohne allen Grund sich also in Unkosten stecke. Er lachte daher und dachte sein Bestes.

„Wenn dieser großbritanische Gouverneur etwa

denkt," sprach er zu sich, „mich durch diese splendide Gastfreundschaft zu kirren; so irrt er sich. Wahrscheinlich ist es auf einen für England günstigen Handelsvertrag abgesehen. Es ist der bekannte Wurf der Wurst nach der Speckseite. Wart' ein Bißchen, rothröckiger Engländer. Der Hornickel geht nicht so leicht in die Falle. Ehe England kommt, kommt Hornickel."

Nach diesem weltgeschichtlichen Ausspruche stieg der künftige Beherrscher von Tauharawi im seidenen Schlafrocke, die lange Pfeife dampfend und sich behaglich bald Kinn, bald Bauch streichelnd, in großer Hoffart auf und ab. Er dachte über mehrere neu einzuführende Finanzmaßregeln nach, von denen er sich guten Erfolg versprach.

„Das ist so mein Element," sprach er, „die fetten Bäuche anzuzapfen und sie schwitzen zu machen, daß sie ihr Fett hergeben. Hierin hab' ich schon in Kirchberg meinen Mann gestellt. O ich will diese blinden Heiden ausquetschen wie Zitronen, daß ihnen die Lust vergehen soll, mich vor Liebe aufzufressen. Unvernünftiges Volk!"

Hornickel hatte die Pfeife hingestellt und ging, sich behaglich die Hände reibend, in dem geräumigen Zimmer auf und ab.

„Das soll eine Lust werden," fuhr er, seine großartigen Finanzpläne überdenkend, fort, „o Ihr sollt an den Apollonius Hornickel denken Euer Lebelang! — Ja, Blut schwitzen soll dieses Volk. Warum sind sie Heiden. Ich glaube, das ist ein dem Himmel wohlgefällig Werk, wenn man blinden Heiden den Daumen aufs Auge setzt; sie werden sonst übermüthig und noch gottloser als sie schon sind. — Und sobald ich's einigermaßen zu was gebracht, fort mit diesem hofmeisternden Mirza ben Hafiz, fort mit diesem freßgierigen Strichelius, fort mit diesem elenden Bachmann. Wie dieser Kerl überhaupt zu der Ehre der Mitfahrt gekommen, ist mir jetzt noch ein Räthsel. Dieser Kerl soll sogar die Unverschämtheit gehabt haben, ein Auge auf meine Tochter zu werfen. An den Beinen laß' ich diesen Lump und Habenichts aufhängen, daß ihm die Liebesgedanken vergehen sollen. Wahrer Hochverrath! Ich darf gar nicht d'ran denken. Na laßt mich nur erst das Szepter von Tauharawi in der Hand haben, Ihr miserables Gesindel sollt allesammt die lieben Engel pfeifen hören."

Während der künftige Beherrscher von Tauharawi solchen menschenfreundlichen Gedanken nachhing und auf den geräumigen, mit schönen Baumgruppen

geschmückten Hofraum herabschaute, bemerkte er mit einemmale ein seltsames Hin- und Wiederlaufen der schwarzen Dienerschaft. Nach ihren heftigen und leidenschaftlichen Geberden und Gestikulationen zu schließen, mußte irgendwas merkwürdiges passirt sein. Hornickel schaute diesen kuriosen Kapriolen der Schwarzen eine Zeitlang zu, als die Bewegung einen immer leidenschaftlicheren Charakter annahm. Furcht und Entsetzen schienen sich der schwarzen Bevölkerung bemächtigt zu haben. Hornickel bemerkte, wie ein Theil sogar versuchte, die Flucht zu ergreifen, aber von andern davon zurückgehalten wurde. Zugleich fiel es dem Beherrscher von Tauharawi auf, daß sich kein schwarzer dienstbarer Geist, die doch sonst immer bei der Hand waren, blicken ließ, um Rapport zu erstatten. Es blieb ihm also nichts übrig, als zu klingeln, um Aufschluß über die seltsame Erscheinung zu erhalten. Er klingelte. Vergebens. Er klingelte nochmals. Niemand erschien. Die Verwunderung Hornickel's stieg immer mehr. Endlich begann er förmlich Sturm zu läuten. Da that sich einen Augenblick die Flügelthür auf; eine schwarze Fratze ward sichtbar, kauderwelschte ein paar unverständliche Worte und warf die Thür wieder zu.

„Das muß ich gestehen," sprach Hornickel, dem

die Sache jetzt außer allem Spaße ward, „eine aufmerksame Bedienung!“

Er läutete von neuem Sturm. Kein Diener ließ sich wieder blicken, während der Tumult auf dem Hofe immer betäubender wurde.

„Das schwarze Volk muß verrückt geworden sein,“ sprach die Majestät, „aber auch von den weißen Kanaillen läßt sich niemand blicken. Wo bleibt Herr Mirza, wo Strichelius? Schöne Attachées. Er wollte endlich das Zimmer verlassen, um sich persönlich nach der Ursache des plötzlichen Wirrwars zu erkundigen; der Schwarze hatte aber die Thür mit solcher Vehemenz zugeschlagen, daß der Schloßriegel übergesprungen und es für Hornickel keine Möglichkeit war, die Thür zu öffnen. Er eilte nach den beiden Seitenthüren. Diese gingen zwar auf, führten aber bloß in alkovenähnliche Seitengemächer, aus welchen kein Ausgang. Demnach fand sich der Beherrscher von Tauharawi vollkommen von der Außenwelt abgeschlossen und hatte hinreichend Muße, über die höchst sonderbare Lage, in welcher er sich befand, die nöthigen Betrachtungen anzustellen.

Auf dem Hofe war es etwas stiller geworden; nur einzelne Schwarze sah man kleine Pakete tragen, wie auf der Flucht begriffen. Hornickel riß endlich

ein Fenster auf, was bei der fremdartigen Konstruktion derselben nicht ohne Mühe zu bewerkstelligen war, und schaute hinaus.

„Was ist denn los?" rief er einem der soeben vorübereilenden Schwarzen zu.

„Mirtabetapulta," tönte es zur Antwort und der Schwarze verschwand.

„Da weiß ich soviel wie erst," sprach Hornickel, dem jetzt in der That etwas unheimlich zu Muthe wurde. Er dachte nicht anders, als Feuer sei ausgebrochen; aber wo er auch umherschaute, waren weder Flamme, Schein noch Rauch zu erblicken.

„Dieser Mirza, nebst Reisemarschall," fuhr Hornickel fort, der von einem Fenster zum andern eilte und hinabschaute, „verdienen geviertheilt zu werden, mich ihren Gebieter in solcher Ungewißheit und desperaten Lage zu lassen. Sonst, wo ich dieses Volk nicht brauchte, hing es einem beständig am Rockzipfel, und jetzt, wo periculum in Morea, läßt sich kein Halunke blicken. Bekanntlich glaubte sich Hornickel wunder wie gelehrt auszudrücken, wenn er Morea statt ‚mora' sagte. Er eilte von neuem nach der Hauptthür und begann mit übermenschlicher Kraft zu rütteln. Alles vergebens.

Er sank erschöpft in einen Armstuhl Aber es

litt ihn hier nicht lange. Er sprang wieder auf und lief verzweifelt auf und ab. Er schaute wieder nach dem Hofe hinab. Da war niemand mehr zu erblikken. Sämmtliche Schwarze schienen geflüchtet.

„Das ist in der That eine Lage, um verrückt zu werden,“ rief der Beherrscher von Tauharawi. Dann rief er zum Fenster hinaus: „Mirza ben Hafiz, Reisemarschall Strichelius, Bachmann, zum Satan, läßt sich niemand blicken? Ich bin eingesperrt.“

Er eilte zum drittenmal nach der Hauptthür und untersuchte das Schloß, ob keine Möglichkeit, es zu öffnen; da gewahrte der Gefangene zu seinem Entsetzen, daß nicht sowohl das Thierschloß abgeschnappt, sondern daß der diabolische Schwarze von außen auch noch den Riegel vorgeschoben.

„Das ist ja offenbarer Hochverrath,“ schrie Hornickel, „jetzt ist alle Hoffnung auf ein Entkommen dahin. Ich bin Gefangener.“

Er stürzte wieder zum Fenster, ob nicht ein Sprung in den Hof vorzuziehen; aber die Höhe war zu bedeutend, Hornickel befürchtete bei seiner Körperkorpulenz Hals und Beine zu brechen.

„Ich glaube, wenn ich da hinabspränge, sie könnten mich unten zusammenlöffeln, so zu Brei hätt' ich mich gefallen.“

Während Hornickel rathlos von einem Fenster zum andern eilte, tönten plötzlich Schritte die Haupttreppe herauf, an dem Thürschloß entstand ein entsetzlich Gerassel und eine angstvolle Stimme, welche niemand anders als dem Reisemarschall angehörte, rief: „Hoheit, Hoheit, um Himmelswillen, machen Sie auf, ein entsetzliches Unglück" —

Hornickel, welcher Strichelius' Stimme erkannte, eilte ängstlich herbei.

„Machen Sie auf," rief die Stimme von außen von neuem, „um aller Heiligen willen, machen Sie auf, kein Augenblick ist zu verlieren. Ihr Leben schwebt in der größten Gefahr. Fliehen Sie, alles ist verloren."

„Ich kann ja nicht fliehen," stammelte Hornickel zähneklappernd, „das Schloß ist verschnappt, Strichelius zu Hilfe!"

„Da muß eine Axt her," rief der Reisemarschall von außen, „Noth kennt kein Gebot. Ich hole eine."

„Strichelius, um Himmelswillen, was ist vorgefallen," tönte es von innen, „ich bin mehr todt als lebendig."

„Werden bald ganz todt sein," gab Strichelius zurück und eilte mit dieser für Hornickel'n so höchst ominösen Redensart nach einer Axt.

Hornickel harrte mit Angst und Beben des wiederkehrenden Strichelius.

„Um Gotteswillen," rief er, „was für ein Unglück ist vorgefallen? Wahrscheinlich droht ein Erdbeben. In diesem hohen Gebäude wär' ich geliefert. Ja diese Erdbeben sind auch eine gräßliche Zugabe der Südländer. Darum auf und davon, sobald ich mir was erübrigt. Aber, wo der Strichelius bleibt. Ich vergehe vor Angst. Und dieser Herr Gesandte, dieser Mirza ben Hafiz läßt sich auch nicht blicken; unbekümmert, ob dem Gebieter das Haus über dem Kopfe zusammenfällt. Es ist nichts mit den Ausländern."

Er lauschte jetzt, ob Strichelius noch immer nicht komme und schwebte in der steten Angst, von einem Erdstoße auf den Boden geworfen zu werden.

Endlich tönten Schritte. Der ersehnte Landsmann nahte mit der rettenden Axt und bald war Schloß und Riegel gesprengt.

Als Hornickel Strichelium zu Gesichte bekam, erschrack er gewaltig. Letzterer, um sich ein recht verzweifeltes Aussehen zu geben, hatte sich im Gesicht mit Mehlstaub eingerieben.

„Mein Gott," rief Hornickel, „wie seht Ihr bleich!"

„Von unseren beiderseitigen Gesichtern," erwiederte Strichelius in dumpfer Verzweiflung, „wird man bald gar nichts mehr sehen."

„Wie so, gar nichts mehr sehen?"

„Weil unsere Physiognomien Bestandtheile unserer Köpfe sind; die im Begriffe stehen, zu springen."

Hornickel, noch immer das Erdbeben im Kopfe habend, frug angstvoll: „Hat sie denn schon gewackelt?"

„Wer?"

„Die Erde."

„Ach, die steht so fest, wie sie lange nicht gestanden. Aber wir stehen nicht mehr fest. Unglückselige Königsfahrt, daß ich mich dazu verleiten ließ. Meine arme Frau, meine armen Kinder."

„Ich bitte Euch bei Eurer dießseitigen und jenseitigen Seligkeit, Strichelius, was ist vorgefallen?"

„Vor allem folgt mir," drängte der Reisemarschall, „nach einem sichern Versteck. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Im Versteck sollt Ihr alles erfahren. Aber macht Euch zuvor die Haare naß, sonst stehen sie alle kerzengrade zu Berge, sobald Ihr das Schreckliche erfahrt."

In bängster Erwartung der Dinge, die er vernehmen sollte, folgte Hornickel zitternd seinem Be-

gleiter, der ihn über den Hof nach einem Nebengebäude in ein versteckt liegendes Gemach führte.

„Das ist der einzige Ort," sprach Strichelius, „wo wir wenigstens vor der Hand gesichert sind. Jetzt aber setzt Euch in diesen Lehnstuhl, Ihr werdet Dinge vernehmen, die stehend nicht anzuhören sind, weil sie Euch umwerfen würden."

Hornickel nahm mehr todt als lebendig in einem Stuhle Platz Ihm war's, als sollt' er sein Todesurtheil vernehmen.

„So wißt denn, Hoheit," begann nun Strichelius seine furchtbaren Enthüllungen, „mit dem Königreiche von Tauharawi ist es nichts."

„Wie so nichts?" zähneklapperte Kahameda der Siebenundsechszigste.

„Weil die Gesandtschaft auf der Suche nach dem ausländischen Kahameda so lange ausblieb und so lange nichts von sich hören ließ, brachen bürgerliche Unruhen aus."

„Bürgerliche Unruhen," stammelte Hornickel.

„Es bildeten sich feindliche Parteien," fuhr Strichelius fort, „dieß benutzte der wilde Nachbarstamm die Tautokopten, überfielen mit großem Heer das zeither so glückliche Inselland und eroberten Tauharawi."

„Eroberten Tauharawi, mein Königreich, ich sterbe. Konnten sich denn meine Unterthanen nicht wehren?"

„Das thaten sie auch, aber innere Zwistigkeiten verhinderten die nöthige Einheit. Die Tauharawier wurden in allen Schlachten geschlagen, Weiber und Kinder geriethen in die Sklaverei, was Mann hieß, wurde niedergemacht. Bloß fünfzig Mann sind vom ganzen Volke entkommen."

„Bloß noch fünfzig Mann, ich bin des Todes!"

„Aber das ist noch alles nichts."

„Was, noch nichts," schrie Hornickel, „wo ein ganz Königreich zum Satan fährt, das mich solche Unsummen kostet? Ich darf nicht d'ran denken, der Gedanke bringt mich um."

„Ihr, Hornickel," tröstete Strichelius, „wäret nicht der Erste, dem ein Königreich in die Wicken ging"—

„Nun nennt mich dieser Hallunke auch schon wieder schlechtweg Hornickel" — seufzte die zeitherige Hoheit, „es ist gleich, um mit Extrapost in die Hölle zu fahren. Ach, ach, ich kann nicht mehr. Ich sterbe."

„Dieses Vergnügen dürfte uns beiderseitig ohnehin zutheil werden, falls es dem Mirza ben Hafiz nicht gelingt, die wüthende Rotte zurückzuhalten."

Hornickel, dem es mit dem Sterben gar nicht so ernst war, erkundigte sich sofort nach der wüthenden Rotte.

„So vernehmt denn das Schrecklichste.“

„Ich kann nicht Schrecklicheres vernehmen, als ich bereits vernommen habe. O, mein Königreich, mein geliebtes Tauharawi!“

Hornickel lief bei diesen Worten verzweifelt auf und ab.

„Das ist ja ein Unglück,“ fuhr er fort, „um sich die Haare einzeln auszuraufen oder den Verstand doppelt zu verlieren. Wie gesagt, denken darf ich gar nicht d'ran, soll's bei mir nicht sofort zu rappeln anfangen.“

„Auch ein Königreich,“ sprach Strichelius, „ist ein irdisch Gut, das verloren gehen kann.“

„Aber was hab' ich in dieses Königreich gesteckt! Die Armendeputation in Kirchberg hat noch alle Hände vollzuthun. Dieses arme Gesindel frißt sich von meinem Gute satt und läßt sich's wohl schmecken, während ich der Verzweiflung anheimgegeben werde.“

„Ihr müßt Euch zu trösten suchen“ —

„Der Teufel! — trösten suchen, und wenn

ich hundert Laternen anzünde, ich kann keinen Trost finden."

„Denkt, Ihr hättet an der Börse spekulirt" —

„Bleibt mir vom Leibe mit Eurem Denken. Ich thue am besten, ich denke gar nicht."

„Also wollt Ihr das Schrecklichste nicht hören?"

Hornickel hatte sich erschöpft wieder in den Lehnstuhl geworfen.

„Meinetwegen schießt los," sprach er, „für mich gibt es nichts Schreckliches mehr."

„Das wäre zu untersuchen. So vernehmt denn, Hornickel" —

„Ich dreh' Ihm den Hals um, so Er fortfährt zu hornickeln. Ich bin Kahameda, es liegt mir im Blute, ich fühl' es!"

„Was hilft ein Titel ohne Mittel!"

Hornickel, von einem Gedanken erfaßt, war plötzlich aufgesprungen und hatte Strichelium an der Brust gefaßt.

„Wahrscheinlich ist alles Lug und Trug. Ich wär' der erste Herrscher nicht, dem man auf diese Weise Konzessionen abzuzwacken suchte. Heraus mit der Sprache und der Wahrheit, wie stehen die Sachen in meinem Lande?"

„Wie sollen sie stehen? futsch ist alles; bin ich

in meiner Lage nicht ebenso zu beklagen, wie Hoheit? Ich konnte meine Karriére machen. Dafür jetzt den Tod vor Augen."

„Wie so den Tod?" erkundigte sich Hornickel.

„Hoheit, heraus muß es einmal; so wißt denn, daß die letzten fünfzig Mann, welche dem Blutbade auf Tauharawi entkamen, heut Morgen hier ans Land gestiegen sind."

„Was können mir fünfzig Mann nützen, die konnten auch bleiben, wo sie waren."

„Allerdings, das ist auch meine Meinung," sprach Strichelius, „das Beste wäre, man hätte sie ebenfalls kapunirt; so richtet diese verzweifelte Gesellschaft nur Unheil an. Sie ist lediglich deßhalb ans Land gestiegen, weil sie vernommen, daß der neue Kahameda angelangt."

„Diese Anhänglichkeit freut mich," sprach Hornickel.

„Mich aber nicht, und Hoheit wahrscheinlich auch nicht, wenn Hochdieselben erfahren, daß diese fünfzig Mann nichts anderes verlangen, als der Kahameda soll sich mit seinem Gefolge an ihre Spitze stellen und die fünfzig Mann zur Rache und in den Tod führen."

„Fällt mir gar nicht ein," sprach Hornickel.

„Diese letzten fünfzig Desperati haben sich in den Kopf gesetzt, daß, wenn sie mit ihrem Kaha-

meda in den Himmel einzögen, sie ihrem Heidengotte weit willkommener erscheinen dürften und angenehmer aufgehoben wären."

„Diese Kerle sind verrückt. Ich mich an ihre Spitze stellen! Was ist mit einer Handvoll Wagehälse auszurichten und wenn sie die Tapferkeit selbst wären?"

„Von ausrichten ist ja auch gar nicht die Rede. Sie wünschen bloß in Eurer Gemeinschaft zu sterben, weil sie des Glaubens leben, daß dann ihr Heidengott wegen ihrer Missethaten ein Auge zudrückt, weil sie überzeugt sind, daß Ihr, Hoheit, ein gut Wort einlegen werdet."

„Was das für gräßliche Zumuthungen sind," schauderte Hornickel.

„Also Ihr wollt Euch nicht an ihre Spitze stellen, sie zur Rache und zum Tode zu führen?"

Hornickel vergaß in seiner jetzigen Lage alle majestätische Haltung und rief, zum Plebejer herabsinkend: „Da müßt' ich Dinte orhofweis gesoffen haben."

„Wie wollt Ihr Euch aber ihrem Verlangen entziehen?"

„Ich laß' ihnen einfach sagen, wenn sie partout sich rächen wollen, stünde das bei ihnen. Ich für meine Person müsse für den Rachezug danken."

„Wenn die fünfzig Desperati aber einfach antworten: der Kahameda müsse sie zum Tode führen, weil es die alten Satzungen mit sich bringen?"

„Da mein ganz Königreich im Meere liegt, kann der Teufel auch die alten Satzungen holen, auf die ich ohnehin seit lange schon einen Bittern habe."

„Wenn sich aber diese fünfzig Desperati mit dieser Ansicht Ihres Kahameda nicht einverstanden erklären?"

„Das ist ihre Sache, ich mag überhaupt mit diesem Volke nichts zu schaffen haben. Ein König, dem so plötzlich eine Krone in den Brunnen fällt, hat, dächt' ich, hinreichende Ursache, ungehalten zu sein."

„Es ist nur hier das Ueble bei der Sache," fuhr Strichelius fort, „daß, wenn auch Ew. Hoheit von Euren getreuen Unterthanen nichts mehr wissen wollen, sie desto mehr von Euch wissen wollen."

„Mit welchem Rechte?"

„Vom Rechte kann unter obwaltenden Umständen gar keine Rede sein. Wir befinden uns im Bereiche der Gewalt. Die Fünfzig sind zum Aeußersten entschlossen."

„Man schicke zum Gouverneur, und lasse das widerhaarig Gesindel auseinandertreiben. Sie sollen dahin zurückfahren, wo sie hergekommen. Wenn es

ihnen einmal Vergnügen macht, sich abschlachten zu lassen, mögen sie das thun, aber andere Leute mit ihren confusen Ideen unbehelligt lassen; außerdem wird man ihnen das Loch weisen, welches Freund Zimmermann gelassen."

„Hoheit geben aus Ihrer ganzen Redeweise zu erkennen, daß Hochdieselben die Gefahr in ihrem Umfange nicht überschauen."

„Wie so, Gefahr?"

„Wir sind ja ganz in die Gewalt der fünfzig Tauharawier gegeben? Haus und Hof ist umzingelt, und wenn nicht der edle Mirza ben Hafiz mit ihnen in Unterhandlung getreten und sie vor ihrem ungestümen Eindringen in Güte zurückgehalten, hätten wir die gräßliche Gesellschaft bereits hier."

„Und unsere zahlreiche Dienerschaft?"

„Ist sämmtlich geflohen. Mit solchen desperaten Leuten, wie diese Tauharawier, meinten sie, möchten sie nichts zu schaffen haben."

Hornickel bekam jetzt eine andere, aber keineswegs angenehmere Ansicht über die Lage der Dinge.

„Hoffentlich," sprach er, „wird Mirza ben Hafiz als gebildeter Mann der unvernünftigen Rotte den Kopf zurechtsetzen, daß sie sich packen. Er kann den Ochsen in meinem Namen sagen, daß ich auf

den Kahameda freiwillig verzichte. Unglückselige Kahamedaidee, die mir nie hätte in den Sinn kommen sollen!"

„Hoffen wir das Beste von der diplomatischen Staatsklugheit des Herrn Mirza ben Hafiz. Wenn es demselben nicht gelingt, die Tauharawier von ihren höchst abgeschmackten Ideen zurückzubringen, weiß ich nicht, wie wir mit dem Leben davonkommen wollen. Diese letzten Ueberbleibsel von Tauharawi soll eine ungebändigte Nation und zu allem fähig sein."

„Könnten wir uns nicht," erkundigte sich Hornickel, dem die Sache immer bedenklicher wurde, „durch irgendeine Oeffnung unbemerkt davonschleichen, um aus dem Bereiche dieser Unholde zu kommen?"

„Eurer vielgeliebten Unterthanen wollt Ihr sagen. Nein, dafür ist gesorgt. Mit Argusaugen wachen sie darüber, daß ihnen der Kahameda nicht entgeht. Die flüchtende schwarze Dienerschaft ließen sie unangefochten passiren, bis auf drei Mann, die man für hinreichend gemästet hielt, und die soeben als Frühstück verspeist werden; aber von uns Weißen lassen sie niemanden durch. Bachmann hatte sich sogar schwarz angestrichen, um die Aufpasser zu täu-

schen, aber seine ursprüngliche Hautfarbe entging den Argusblicken nicht. Er mußte zurück, um unser Schicksal zu theilen."

„Dieses Volk wird aber doch nicht so verthiert sein, sich an dem eigenen Könige zu vergreifen und an dessen Hofstaat?"

„Bewahre, im Gegentheil, sie hegen die höchste Ehrfurcht für Ew. Hoheit. Sie verlangen weiter ganz und gar nichts, als daß Ihr sie zur Rache und in den Tod führt, damit sie mit Eurer Seele vereint hinauf oder hinab zum Heidengotte fahren; ich weiß nicht, wo die Reiseroute hingeht."

„Gräßlich. Und Mirza ben Hafiz, sagt Ihr, ist mit ihnen in Unterhandlung getreten, um sie von ihren thörichten Ideen zurückzubringen?"

„Allerdings. Vom Oberboden dieses Hauses, von wo Ihr Eure verbliebene Unterthanenschaft übersehen könnt, werdet Ihr bemerken, wie der wackere Mirza mit dem Häuptling der Rotte, dem todverachtenden Scharrawadi streitend und gestikulirend auf- und abgeht. Die Tauharawier verlangen, daß auch meine Wenigkeit und Bachmann an Eurer Seite streitend fallen, um gleichfalls dem fremden Gotte als Sühnopfer zu dienen. Ach, wenn das meine arme Frau, Madame Strichelius, wüßte, in welches Unglück

mich diese verhängnißvolle Königsfahrt gebracht! Sie weinte sich die Augen aus, an die Würmer gar nicht zu denken."

Strichelius nahm bei diesen Worten eine so weinerliche Stimme an, daß Hornickel schier aus der Haut zu fahren vermeinte.

„Bachmann ist jung und unverheiratet," schluchzte Strichelius, „da stirbt sich's leichter."

„Aber mein Gott," rief Hornickel, „könnte man den Gouverneur nicht schleunigst unterrichten, damit er uns zu Hilfe kommt?"

„Wie wollen wir denn zu ihm gelangen? Und wenn er's auch erführe, ehe er ankommt, sind wir längst eingepackt und auf die Schiffe gebracht."

Plötzlich sprang Strichelius ans Fenster.

„Dem Himmel sei Dank," rief er, „da kommt Mirza ben Hafiz, geben alle Heiligen, daß er gute Nachricht bringt."

„Ja, das geben sie," sprach Hornickel hochaufseufzend.

Fidelis trat nach wenig Augenblicken ins Gemach; aber sein Gesicht war nicht heiter. Hornickel'n griff dieß Gesicht so an, daß er sich in einen Stuhl setzen mußte.

„Meine Nachrichten," sprach Fidelis, „sind nicht

die besten. Nach langen Debatten ist es mir bloß gelungen, daß die Tauharawier auf den Strichelius und den Bachmann verzichten. Diese beiden sollen nicht mitgehalten sein, den Rache- und Todeszug nach Tauharawi mitzumachen."

Bei diesen Worten sprang Strichelius wie behext auf, umarmte und herzte den Fidelis und wollte mit ihm durchaus vor Freuden umhertanzen, während sich Hornickel bei dieser Lustigkeit einmal um das andere mit dem Tuche den Angstschweiß von der Stirn trocknete.

„O Sie lieber, prächtiger, herrlicher Herr Mirza ben Hafiz," rief er einmal über das andere aus, „meine Frau wird es Ihnen in ihrem letzten Stündlein nicht vergessen, was Sie an mir gethan."

Während aber Strichelius noch in bester Arbeit war, seinem dankerfüllten Herzen Luft zu machen und seine außerordentliche Heiterkeit an den Tag zu legen, tanzte plötzlich mit derselben Fidelität Moritz Bachmann ins Zimmer und begann dieselben dankbaren Kapriolen mit Fidelis.

Hornickel, inmitten dieser allgemeinen Lustigkeit, befand sich auf seinem Lehnstuhle in einem Zustande, der schwer zu beschreiben ist. Als indeß die Fidelität der beiden kirchberger Pflanzen gar kein Ende

nehmen wollte, sprang er endlich ganz verzweifelt auf und rief: „Was wird denn aber aus mir?“

Eine bedeutsame Stille folgte diesem Ausrufe und Fidelis sprach: „Das ist eben der zweite und weniger angenehme Theil meiner Botschaft, daß, wenn es mir auch gelungen, die Herren Strichelius und Bachmann aus der Gewalt der Tauharawier zu befreien, letztere doch darauf bestehen, daß es mit Ew. Hoheit und meiner Wenigkeit bei früherem Beschluße verbleibe. Wir beide sollen uns an die Spitze der letzten Tauharawier stellen und sie durch Blut und Tod ins bessere Jenseit führen.“

„Ich habe ja aber gar kein Feldherrntalent,“ jammerte Hornickel. „Wie kann ich mich an die Spitze dieser verzweifelten Schaar stellen?“

„Auf Strategie und Taktik kommt es bei diesem bevorstehenden Feldzuge auch nicht an,“ erwiederte Fidelis. „Bei des Feindes Uebermacht ist alle Kriegskunst überflüssig. Ein Anlauf und wir haben genug für dieses Leben.“

Hornickel schauderte.

„Gibt es denn gar kein Mittel,“ rief er, „dieses Volk von ihrer hirnverrückten Idee zurückzubringen?“

„Ich habe meine ganze Beredtsamkeit aufgeboten,“ sprach Fidelis, „aber vergeblich.“

Hornickel lief verzweifelt auf und ab.

Nach einer Pause frug er: „Wenn ich mich nun in Person meinem Volke zeige? Vielleicht, daß meine Autorität als Kahameda“ —

„Vielleicht — vielleicht auch nicht,“ meinte Fidelis. „Ich befürchte nur, daß, so Ihr Euch blicken laßt, sie gleich gar keine Umstände machen, sondern sofort zugreifen und Euch aufs Schiff bringen.“

Hornickel rannte von neuem in höchster Desperation auf und ab. Endlich kam ihm ein guter Gedanke.

„Es existirt ja eine Salbe,“ rief er, „deren sich die alten Kahamedas bedienten, um von ihren Unterthanen nicht vor Liebe aufgefressen zu werden, weil sie wie die Pest stanken. Wenn ich mich nun mit dieser herrlichen Salbe einriebe, möchte ich meinetwegen mein Lebelang wie ein Bock stinken“ —

Fidelis zuckte die Achseln.

„Der Saft zu dieser schützenden Salbe wird nur im Vollmonde gewonnen und dermalen haben wir Neumond.“

Nachdem auch die Rettung durch die Salbe in den Brunnen gefallen, fiel Hornickel wieder in seinen Lehnstuhl und übergab sich den Ausbrüchen der höchsten Verzweiflung. Es war eine große Szene. Wäh-

rend Strichelius und Bachmann, die beiden Geretteten, immer wiederholt ihre Freude an den Tag legten, ohne auf die Lage Hornickel's Rücksicht zu nehmen, saß letzterer nicht bloß als ein gestürzter, sondern auch als ein am Leben bedrohter König in verzweiflungsvollem Hinbrüten. Er erlitt jetzt seine Strafe für seine miserablen Gesinnungen, die er wegen seines in Tauharawi einzuführenden Regiments an den Tag gelegt hatte.

Nachdem ihn Fidelis eine geraume Zeit diesem gräßlichen Seelenzustande überlassen, sprach er endlich:

„Ich will noch einen Versuch wagen bei dem Häuptling, aber baut vor der Hand keine Hoffnung darauf. Einstweilen mögen Euch, Hoheit, die beiden Geretteten Eure Schwermuth durch allerlei Kurzweil zu vertreiben bemüht sein.“

Hornickel hob schwach den Kopf empor. Er befand sich schlechterdings nicht zu irgendeiner Kurzweil aufgelegt.

„Sollen wir Euch erheitern, Hoheit,“ frug Bachmann, „vielleicht durch Spiel und Tanz?“

„Bei mir ist Spiel und Tanz vorbei,“ stöhnte er dumpf.

„Oder soll Euch der heitere Strichelius einen lustigen Schwank vortragen?“

Hornickel schüttelte mit dem Kopf.

„Das hättet Ihr Euch wohl nicht träumen lassen," frug Strichelius, „daß Eure Königsfahrt so schlecht ablaufen würde?"

Hornickel gab auf diese höchst ungemüthliche Anfrage gar keine Antwort.

Bachmann suchte zu trösten.

„Vielleicht schafft Mirza ben Hafiz doch noch Rath."

„Der ecklige Häuptling scheint ein obstinater Kerl," meinte Strichelius, „mit dem wenig auszurichten. Ich fürchte, daß er nachgibt."

„Für diesen beklagenswerthen Fall wär' es wohl wünschenswerth, wenn wir die letzten Wünsche unseres verehrten Landsmannes in Empfang nähmen."

Strichelius fand das ebenfalls sehr zweckmäßig und erkundigte sich, was Hornickel in Kirchberg zu bestellen, falls er genöthigt würde, die schwarze Rotte in Kampf und Tod zu führen?

„Ich bin für diesen entsetzlichen Fall ja noch gar nicht vorbereitet," jammerte Hornickel. „Noch immer hoffe ich, daß Mirza ben Hafiz" —

Dieser kehrte langsamen Schrittes über den Hof zurück und trat mit sehr ernstem Gesichte ins Gemach. Hornickel, der aus dieser Erscheinung schloß,

daß die zweite Mission mißlungen, und daß es bei dem Wollen der Tauharawier, sie in Kampf und Tod zu führen, sein Bewenden habe, fiel mitsammt dem Stuhle der Länge lang in die Stube und regte sich nicht.

„Hoffentlich," sprach Fidelis halblaut, „haben wir die Züchtigung nicht zu weit getrieben" —

„O, der ist nicht todt," tröstete leise Strichelius, „diese Natur kenn' ich."

Man rüttelte an Hornickel, setzte ihn wieder auf den Stuhl, besprengte den Halbohnmächtigen mit frischem Wasser, so daß er bald wieder zu sich kam.

„Also bleibt's dabei," frug er, die Augen aufschlagend, „ich soll dieses Volk in Kampf und Tod führen?"

„Infolge meiner letzten Unterredung haben sie zwar einen Ausweg offengelassen" —

„Einen Ausweg?" rief Hornickel neu aufathmend.

„Ich sehe nur nicht ein," fuhr Fidelis fort, „auf welche Art derselbe aufzufinden?"

„Worin besteht dieser Ausweg?" erkundigte sich Hornickel, den die Sache natürlich sehr interessirte.

„Die Tauharawier," fuhr Fidelis fort, „sind nicht abgeneigt, Euch von der Mühewaltung, sie in

Kampf und Tod zu führen, zu dispensiren, für den Fall" —

Hornickel war durch und durch Ohr.

„Für den Fall" — stammelte er.

„Daß Ihr einen Ersatzmann stellt."

„Einen Ersatzmann," rief Hornickel, „vielleicht daß sich ein solcher gegen ein Stück Geld bei unserer schwarzen Dienerschaft auftreiben läßt?"

„Nein, ein solcher zieht nicht," sprach Fidelis, „es muß ein Anverwandter, jemand aus Eurer Familie sein."

„Aber mein Himmel," schrack Hornickel von neuem zusammen, „wo soll ich auf dieser unwirthbaren Insel, zwei tausend Meilen von Kirchberg, einen Verwandten herbekommen?"

Fidelis zuckte mit den Achseln.

„Es ist dieß die allereinzige Bedingung," sprach er, „unter welcher die Tauharawier Euch freigeben."

Hornickel befand sich von neuem in Verzweiflung.

„Aber," frug er kläglich, „gesetzt, ich hätte meine ganze Vetterschaft hier, wer würde für mich diesen Liebesdienst übernehmen und die Tauharawier in Kampf und Tod führen?"

„Sobald wir nur einen Ersatzmann, einigermaßen rüstig und unternehmend, auffänden," fuhr Fi-

delis fort, „hätten wir gewonnen, und auch ich wäre gerettet. Bei der ersten Nachtherberge hielten wir zusammen, täuschten oder tödteten die Wächter, ergriffen die Flucht und befänden uns binnen kurzem unter dem Schutze des Gouverneurs. Und eine Nachtherberge halten die Tauharawier vor ihrer Abfahrt jedenfalls, da sie nie im Dunkeln das Meer befahren.“

Hornickel warf nach diesen Worten einen liebeseligen Blick auf Strichelius.

„Edelster Freund und Landsmann, Retter, wie wär's, wenn Ihr Euch für meinen Verwandten ausgäbet?“

„Wie kann ich das Hoheit?“

Hornickel war nicht lange in Verlegenheit.

„Ihr könnt meine Tochter heiraten. An mein Herz, theurer Schwiegersohn!“

„Wo denkt Ihr hin? Ich hab' ja schon eine Frau.“

„Sie hat vielleicht aus Gram über Eure Abwesenheit bereits das Zeitliche mit dem Himmlischen vertauscht.“

„Ohne Todtenschein kann ich aber nicht zur zweiten Ehe schreiten. Bedenkt, Vielweiberei! Mein ganzes Wesen empört sich bei dem Gedanken.“

Als Hornickel die ehetreuen Grundsätze des Strichelius nicht zu erschüttern vermochte, fiel sein Blick auf Bachmann.

„Edler Jüngling," sprach er, „wie wär's mit Euch?"

„Eine solche Sache will bedacht sein," erwiederte Bachmann ziemlich trocken.

„Was ist da zu bedenken," fuhr Hornickel mit Leidenschaft fort, „ich weiß, Ihr habt ein Auge auf meine Tugendreich. Das Mädel ist wie für Euch geschaffen. In meine Arme, theurer Schwiegersohn!"

„Mit einem jungen Manne wie Herr Bachmann," sprach Fidelis, „nehm' ich's mit ganz Tauharawi auf. Schlimmsten Falls schlagen wir uns durch."

„Da hört Ihr's, edler Schwiegersohn. Ihr werdet zugleich der Retter des edlen Mirza ben Hafiz."

„Der Teufel," meinte Bachmann, „wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Was hilft mir die Hand Eurer Tochter, so mir die Tauharawier das Lebenslicht ausblasen?"

„Ihr hört ja, theurer Schwiegersohn, daß die Gefahr so groß nicht ist, wie Eure geschäftige Phantasie Euch vormalt. Und ein Mädel, wie meine Tugendreich, sollt' ich meinen, wär' einiger Gefahr werth."

„Die Sache will überlegt sein,“ sprach Bachmann.

„Hier kann ich Freund Bachmann nicht ganz Unrecht geben,“ meinte Strichelius, „eine Heirat will jedenfalls überlegt sein.“

„Mein Gott,“ zankte ob dieser Einrede ärgerlich Hornickel, „was mengt Ihr Euch hinein. Ihr sollt ja meine Tochter gar nicht heiraten. Also sagt Ja, theurer Schwiegersohn!“

Bachmann sagte aber nicht Ja, sondern nur Hm — Hm —

Zu gleicher Zeit tönte über den Hofraum herüber ein vielstimmiges fürchterliches Ululao, ululao, ululao!

„Was soll denn das wieder bedeuten?“ frug Hornickel erschrocken.

„Es ist das Zeichen, daß die Geduld der Tauhawier, welche ganz nahe gerückt sind, zu Ende geht,“ sprach Fidelis. „Wenn nicht baldigst der Ersatzmann gestellt ist, brechen sie ein und rauben den Kahameda mit Gewalt.“

Hornickel, in höchster Alteration, fiel jetzt vor Bachmann auf die Kniee: „Engel des Lichts, heiratet meine Tochter, ich beschwör' Euch bei allem, was heilig ist; heiratet meine Tugendreich, es soll Euer Schade nicht sein.“

„Laßt mich die Sache vermitteln," sprach Fidelis, dazwischen tretend, „und auf kürzestem Wege in Ordnung bringen. Was gebt Ihr Eurer Tochter mit, so Herr Bachmann die Einwilligung gibt, Euer Schwiegersohn zu werden und Euch von den Tauhawiern zu befreien?"

Selbst in dieser außerordentlich kritischen Lage konnte der Geizhals seine Natur nicht verläugnen.

„Hundert Thaler bar," rief er zitternd.

„Hundert Thaler," sprach Fidelis, „schämet Euch! Herr Bachmann, so er die Heimat noch glücklich erreicht, will Oekonom werden. Was sind hundert Thaler?"

„Ich will meine Butter von ihm nehmen," verhieß Hornickel.

„Diese miserable Aussteuer," sprach Bachmann, „ist derart, daß ich auf das ganze Projekt verzichte. Behaltet Eure Tochter."

„Ululao — Ululao — Ululao" — tönte es von neuem.

„Zweihundert Thaler," jammerte Hornickel.

„Was da," rief Fidelis, „sagt Zehntausend, sonst ist alle Unterhandlung abgebrochen."

„Zehntausend!" schrie entsetzt der Wucherer und fiel von neuem um wie ein Sack.

„Himmel Donnerwetter,“ schrie Strichelius, „die Bestien klettern wahrhaftig schon über die Gartenmauer. Pfui Teufel, haben die garstige Messer in der Hand.“

Diese Worte brachten Hornickel'n wieder auf die Beine.

„Nun, wie wird's?“ rief Fidelis, „es ist nicht möglich, die böse Gesellschaft länger zurückzuhalten.“

„Ululao, ululao, ululao!“

Strichelius flüsterte Hornickel'n ins Ohr: „Bewilligt doch zum Henker die Zehntausend; der Kerl kommt ja nicht lebendigen Leibes wieder nach Kirchberg. Wen jene gräulichen Gesichter, die dort über die Mauer gucken, einmal in ihren Fäusten haben, geben sie lebendigen Leibes nicht wieder heraus. Ihr könnt zwanzig und dreißig Tausend Brautsteuer aussetzen, auszuzahlen braucht Ihr sie niemals.“

Diese Worte und ein schaudernder Blick Hornickel's nach den schwarzen Larven, die hier und da über die Hofmauer grinsten, bewirkten, daß er sich bereit erklärte, die zehntausend Thaler Aussteuer zu zahlen.

Fidelis wandte sich jetzt zu Strichelius.

„Eilt hinaus,“ sprach er, „und haltet die schwarzen Gäste noch kurze Zeit zurück. Sagt ihnen, daß

der Stellvertreter, der Schwiegersohn des Kahameda, gefunden, und daß er ihnen in kürzester Frist ausgeliefert werden würde. Sagt ihnen, daß es nur noch einiger Formalien bedürfe, die Sache in Ordnung zu bringen."

Hierauf wandte sich Fidelis zu Hornickel.

„Es ist um Lebens- und Sterbenswillen," sprach er, „daß wir über die Aussteuer ein kleines Dokument aufsetzen, welchem ich mir erlauben werde, im Geiste der alten ehrenwerthen Kahamedas noch einige Punkte hinzuzufügen. Also, Strichelius, auf, ich werde einstweilen das Dokument niederschreiben."

Hornickel wußte noch gar nicht, wie ihm geschehen, daß er bei der Verheiratung seiner Tochter zehntausend Thaler auszahlen solle. Der Gedanke machte ihn schwindeln, doch trösteten ihn auf der andern Seite die Worte des Strichelius, daß Bachmann lebendigen Leibes Kirchberg nicht wiedersehe.

Nach einiger Zeit erschien Fidelis mit dem Dokument, welches also lautete:

Paragraph I. Unterm heutigen Tage verspricht Herr Apollonius Hornickel Herrn Moritz Bachmann seine ehrsame und liebenswürdige einzige Tochter Tugendreich zum Weibe.

Paragraph II. Verspricht Apollonius Hornickel,

sobald Herr Moritz Bachmann von seiner morgenländischen Fahrt in Kirchberg glücklich eingetroffen, binnen vier Wochen die Hochzeit auszurichten und dann seinem Schwiegersohne zur Begründung eines landwirthschaftlichen Geschäftes die verfügbare Summe von zehntausend Thalern bar auszuzahlen.

Paragraph III. Herr Apollonius Hornickel verspricht, sobald er die Heimat wieder erreicht, aller Wuchergeschäfte sich künftig zu enthalten und in den ehrsamen Stand des Bürgers zurückzutreten. Er verspricht, sein gelerntes und früher sehr angebrachtes Geschäft, das eines Nadlers, wieder aufzunehmen und überhaupt bemüht zu sein, seine frühern Unrechtlichkeiten durch ein künftiges ehrsames Leben vergessen zu machen und sich die Achtung seiner Mitbürger zu erwerben.

Paragraph IV. Sollte Herr Apollonius Hornickel namentlich, was den dritten Paragraph anbelangt, sich bedauerliche Abschweife erlauben, so erhalten dadurch sowohl sein Herr Schwiegersohn wie Herr Philipp Strichelius das Recht, das Geheimniß der Ratte zu veröffentlichen und den unverbesserlichen Sünder der verdienten Strafe, dem öffentlichen Skandal, preiszugeben. — Außer dem ver-

sprechen beide genannten Herren das Geheimniß wie zeither gewissenhaft zu bewahren.

Paragraph V. Herr Philipp Strichelius erhält als Gratifikation als Reisemarschall vom Herrn Apollonius Hornickel nach glücklicher Heimkehr die Summe von dreihundert Thalern zur Erweiterung seines Barbiergeschäfts ausgezahlt, sowie für sein Schweigen über bewußten schwarzen Gegenstand eine lebenslängliche Pension von hundert Thalern.

Paragraph VI. Ueber die Königsfahrt nach Tauharawi und deren Abenteuer wird von sämmtlichen Betheiligten das tiefste Stillschweigen beobachtet, indem man den neugierigen Kirchbergern weißgemacht, daß sich der Kultivirung des Morgenlandes diverse Hindernisse in den Weg gestellt hätten.

So geschehen Insel Otawati u. s. w. u. s. w.

Als Fidelis das Dokument Hornickel'n vorlas und auf den dritten Paragraph kam, infolge dessen der Wucherer zu seinem frühern ehrenwerthen Handwerk zurückkehren sollte, wollte er von neuem aus der Haut fahren; desgleichen, als die Sprache auf Gratifikation und Pensionirung des Strichelius kam.

„Nein," rief er, „das ist Thierquälerei, das ist mehr als ein Mensch zu ertragen vermag. Diesen Satanskontrakt unterschreib' ich nicht."

„Wie Hoheit belieben,“ erwiederte ruhig Fidelis, „Hoheit haben freie Wahl. Doch muß ich bitten, daß Hoheit Hochdero Entschlußnahme definitiv erkläre, da die ungeduldigen Tauharawier jeden Augenblick hereinzubrechen drohen.“

In der That entstand auch mit einemmale ein entsetzliches Krachen, das eine Hofthor brach zusammen und die wilden Gesellen stürmten in den Hofraum. Das Ululao tönte furchtbarer denn je. Bereits kletterten einige schwarze Unholde an den Fenstern des Gemachs empor und schienen den Kahameda von außen zu beliebäugeln.

„Solche Unterthanenliebe ist wirklich rührend,“ sprach Fidelis. „Sehen Sie nur, Hoheit, wie Ihr treues Volk nach Hochdenselben inbrünstig Verlangen trägt.“ In demselben Augenblicke sprang zugleich die Thüre des Gemachs auf, und zwei schwarze Unholde herein, die sofort in ihrer Liebe und Anhänglichkeit Hornickel'n zu würgen begannen.

„Halt, ich unterschreibe,“ schrie dieser mit emporgesträubtem Haar und schüttelte mit Todesverachtung, um der schwarzen Liebhaber loszuwerden.

Kaum hatte sich der Kahameda zum Unterschreiben bereit erklärt, so ließ auf ein paar Worte vonseiten des Fidelis die getreue Unterthanschaft von

ihrem Herrscher ab und schlichen anscheinend höchst betrübt aus dem Gemach.

Hornickel unterschrieb noch zitternd von der erlebten Alteration das Dokument, worauf Fidelis und die beiden Kirchberger als Zeugen ebenfalls ihre Namen darunter setzten.

Sowie dieß geschehen war, nahm Bachmann die Schrift an sich, rollte sie zusammen und rief: „Jetzt, Schwiegervater, stehe ich bereit, Euch von Euren werthgeschätzten Unterthanen zu befreien. Folgt mir, Mirza ben Hafiz!"

Der aus allen Himmeln gestürzte König von Tauharawi brach aber nach so vielen erschütternden Momenten wie ein von der Axt getroffener Schlachtstier bewußtlos zusammen, und erst des Strichelius sorgsamer Kunst gelang es, das theuere Leben wieder zu erwecken.

Bereits nach drei Tagen fuhren Philipp Strichelius, wie auch Moritz Bachmann, welchem die von Fidelis gemietheten als Tauharawier verkappten Matrosen natürlich kein Hinderniß in den Weg gelegt, sowie letzterer selbst wohlgemuth nach der europäischen Heimat zurück. Nur Apollonius Hornickel lag wie die Boa, wenn sie sich überfressen, gegen alle

Eindrücke der Außenwelt theilnahmlos in seiner Kajüte. Er aß, trank und schlief, auf Unterhaltung ließ er sich aber nicht ein. Infolge der mannigfachen überstandenen Alterationen stellte sich bei ihm eine eigenthümliche Erscheinung ein. Er schuppte sich nämlich am ganzen Körper, so daß, als man die Linie passirt, Hornickel wie die Schlange eine ganz neue Haut erhalten hatte. Doch die Ratte hatte auch die Häutung glücklich überstanden und erglänzte im neuen Kleide, ein Umstand, der nicht geeignet war, die perpetuirlich schlechte Laune Hornickel's in gute umzuwandeln. Seine drei Reisegefährten störten ihn auch weiter nicht in seiner Einsamkeit, sie erlaubten sich keinen Scherz mehr mit ihm, weil sie ihn für seine mannigfachen moralischen Verirrungen tüchtig bestraft hielten.

„Er hat sich äußerlich gehäutet,“ sprach Fidelis, „wollen wir wünschen, daß er auch inwendig einen neuen Menschen anziehe, es wäre das der schönste Lohn, der uns für unsere Bemühungen werden könnte.“

Also Hornickel verharrte schweigend in seiner Kajüte und man erinnerte sich nur einiger Worte, die er auf der ganzen langen Rückreise gesprochen. Als nämlich an einem wunderschönen, meeresstillen

Sommerabend der Vollmond rein und klar aus den Wellen stieg und sein Licht magisch die unermeßliche Wasserfläche beleuchtete, saß Fidelis unfern der Kajüte auf dem Verdeck und begleitete das bezaubernde Nachtbild mit himmelvollen Flötenakkorden. Selbst die rohen Matrosen waren von den süßen Klängen, die wie aus jener Welt zu kommen schienen, so ergriffen, daß sie wie bezaubert stillstanden und zuhörten, als sich plötzlich das Fenster aus Hornickel's Kajüte öffnete, Hornickel's vom Mondschein beleuchtetes altfreßnes Gesicht sichtbar wurde und die unmelodische Stimme des Neugehäuteten zornig die Worte rief: „Hat denn das verdammte Gepfeife kein Ende?!"

Dieß waren die einzigen Worte, die man sich erinnerte auf der Heimreise von dem gestürzten König von Tauharawi vernommen zu haben.

Fünftes Kapitel.

Wohl an die sechs Jahre waren dahingegangen, und binnen sechs Jahren ändert sich manches unter den lieben Menschenkindern. So war Bankier Arnheim durch verunglückte Börsenspekulation in mehr

denn mißliche Verhältnisse gerathen. Die nächste Folge davon war, daß er seinen Hausstand bedeutend einschränken, Dienerschaft und Equipage abschaffen, sein palastähnliches Wohnhaus verkaufen und mit einer sehr bescheidenen Miethwohnung vorlieb nehmen mußte. Hiermit war aber seiner Gattin und Töchtern aller Reiz des Lebens genommen, denn derselbe hatte in keinen andern Gütern bestanden. Die innere Leere der blasirten Damen machte sich darum umso empfindlicher geltend. Die Schaar der Anbeter war mit der sinkenden Glückssonne schnell entwichen; selbst der ehedem so getreue Sparrenberg hatte es vorgezogen, sein Glück in den Goldgefilden Kaliforniens als in den schönen Armen Mariannens zu suchen. Letztere verschmähte endlich einen Referendar nicht, in der Hoffnung auf dereinstiges Avancement, und Josephine, die zwei Jahre älter und mit Grausen jene Jahre kommen sah, von denen die Mädchen sagen, sie gefallen mir nicht, war froh, als ein würdiger, aber nicht gerade hochgestellter Schulmann um sie anhielt. Der Gedanke, daß das stolze Fräulein dereinst noch die Frau eines Schulherrn werden würde, würde dasselbe fünf Jahre früher in die determinirteste Ohnmacht haben fallen lassen.

Graf Alphons, der infolge seiner kaufmännischen Verbindung mit der Firma Arnheim ebenfalls empfindliche Verluste erlitten, suchte sich dadurch zu erholen, daß er seine Geld und Zeit kostenden Liebesavantüren gänzlich aufgab und den soliden Weg der Ehe einschlug. Da er in seinem Leben genug geliebt, glaubte er, sich diese Passion in der Ehe ersparen zu können, und heiratete darum eine Baronin, deren Alter und Aeußeres ihn gar nicht in die Verlegenheit brachte, sein Herz von neuem zu allarmiren, deren halbe Million aber seinen ziemlich erschütterten Finanzen zu heilendem Balsam gereichte. So macht sich alles in der Welt.

In Kirchberg, nachdem die Heimkehr der Weltumsegler acht Tage lang das Tagsgespräch gewesen, war alles in das alte Geleise zurückgekehrt. Moritz Bachmann hatte seine geliebte Tugendreich als holdes Weibchen heimgeführt und war ein tüchtiger Oekonom geworden. Die zehntausend Thaler, welche der Schwiegervater laut Dokumentes auszahlen mußte, hatten seinen Wohlstand begründet.

Aber je mehr der alte Hornickel bluten mußte und von unseligem Mammon mehr befreit wurde, desto größern Raum schien das bessere Prinzip in seinem Innern zu gewinnen und sich Geltung zu ver-

schaffen. Er betrieb einfach wieder seine Nadlerprofession und befand sich glücklicher, als zu der Zeit, wo er sich in Wucherangelegenheiten mit halb Kirchberg herumzanken mußte. Auch that ihm die Achtung, die ihm jetzt vonseiten der Bürgerschaft gezollt wurde, nicht unwohl. Hauptsächlich aber erfreute ihn die aufblühende Wirthschaft seines Schwiegersohnes. Er sah hier, wie man allein durch Fleiß, Sparsamkeit und Umsicht sein Glück begründen könne, und wie der ehrliche Weg mit weit größeren Annehmlichkeiten verbunden sei, als der unredliche, auf welchem er (Hornickel) so viele Jahre gewandelt. Als endlich seine Tugendreich einen kräftigen Enkel in seine Arme legte, thaute es in seinem Innern vollends auf und er häutete sich auch inwendig, wie er sich auf der Meerfahrt bereits auswendig gehäutet hatte. Die Parforçekur, welche Fidelis mit ihm angestellt, hatte vortrefflich angeschlagen. Der so verhärtete Wucherer war auf seine alten Tage der bessern Menschheit wiedergegeben worden. Unter solchen Umständen ist denn auch das bekannte Muttermal für die Stadt Kirchberg ein stetes Geheimniß verblieben.

Auch Strichelius hatte die alte Gewohnheit, die Leute zu necken und zu foppen, ganz aufgegeben

und war ein ordentlicher und gesetzter Mann geworden. Durch die Unterstützung vonseiten Hornickel's war es ihm möglich geworden, sein Geschäft zu erweitern und sich einen Gehilfen zu halten, so daß ihm bloß die wundärztliche Praxis verblieb. Er besorgte diese mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß er nach Doktor Rattenspazer's Ableben die nicht unehrenvolle Stelle eines städtischen Gerichtswundarztes erhielt. Auch mit seinem frühern Gegner Greifenhahn hatte er sich mit der Zeit vollkommen ausgesöhnt, indem er aus Dankbarkeit für das früher genossene Gute die kinderreiche Familie des Kellerwirths völlig unentgeltlich behandelte und selbst die verwendeten Blutegel, Senf- und spanischen Fliegenpflaster nicht bezahlt nahm.

Wenn daher die Bürger von Kirchberg beim friedlichen Bierkruge beisammen saßen, hörte man oft die Wotte: „Was nicht aus dem Menschen werden kann! Man betrachte den Hornickel von früher und jetzt und den alten Strichelius und den neuen. Die Fahrt nach dem Morgenlande hat an beiden wahre Wunder gethan."

Fand sich darum ein Thunichtgut unter den Bewohnern von Kirchberg, pflegten sie die zum Sprichwort gewordenen Worte zu sagen: ‚Dem könnte ein

Abstecher nach Tauharawi auch nicht schaden!“ —

Marie hatte bald nach der Heimkehr vom Lande, um nicht ferner dem Neide und der Verfolgung vonseiten der Fräuleins Arnheim ausgesetzt zu sein, diese Familie verlassen und war durch Fidelis’ Vermittlung in einem sehr achtbaren und liebenswürdigen Hause untergebracht, wo sie wie ein Glied der Familie betrachtet und behandelt wurde. Hier verlebte sie die schönen Brautjahre in ungetrübtem Glück, bis sie Ehregott, der nach zurückgelegtem glänzenden Examen Pfarrer auf dem fürstlichen Gute Liebethal geworden, als liebwerthes Weib heimführte nach seinem friedlich und freundlich gelegenen Pfarrhause. Der Tod ihrer guten Mutter war die einzige Trauerwolke, die in dieser Zeit über sie dahinzog.

Es war ein wunderschöner Frühlingsabend; die Sonne dem Untergange nah. Im goldnen Grün ruhte der Pfarrgarten von Liebethal; sowie die Jelängerjelieber-Laube am Ende desselben, von wo man eine erquickende Aussicht auf die reiche Landschaft rings umher genoß. In der geräumigen Laube aber saßen vier glückliche Menschen, von denen zwei sich tiefbewegt die Hand gereicht. Es waren Ehregott und seine Marie, sowie die Mutter Ehregott’s,

welcher der dankbare Sohn die freundlichste Wohnung im Pfarrhause für ihre alten Tage eingeräumt hatte, und der würdige Prediger Hanke, den wir von früher her kennen. Er war von seiner unfern gelegenen Pfarrei herbeigeeilt, um seinem jungen Freunde und Amtsgenossen die herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Man feierte nämlich den Tag, an welchem vor einem Jahre Ehregott die Berufung als Pfarrer zu Liebethal erhalten hatte. Die vier Glücklichen konnten sich nicht sattsehen an dem prächtigen Abende und der rosenroth übergossenen Landschaft.

„Wie hat es Gott," sprach Ehregott, „doch mit uns so gut gemeint."

In Mariens Auge glänzte eine Thräne, ein Zeuge ihres stillen Glückes, wie ihres Dankes zu Gott. Ehregott trat bewegt zu seiner Harmonika, die in grünen Zweigen stand, und aus vollem Herzen ließ er einige Akkorde ertönen, die wie Engel des Friedens durch den himmelvollen Abend dahinklangen.

Kaum aber war der letzte Akkord friedvoll erklungen, als wie ein Echo vom Himmel durch die angrenzenden Jasmin- und Schneeballenhecken wundervolle Flötentöne vernehmbar wurden und durch die Blüten die Melodie klang

‚Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herz nur kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, Der den Weltkreis lenkt‘

jenes Liedes, welches Ehregott einst in so schwerer Stunde seines Lebens mit frommem Gottvertrauen gebetet hatte.

„Das ist Fidelis,“ rief Ehregott wunderbar ergriffen, sprang auf, eilte den Tönen nach und kehrte gleich darauf, an der einen Hand den Lord Derby, an der andern eine wunderliebliche junge Frau, zurück. Es war Jenny, welche sich Fidelis durch Erfüllung seines Programms bereits vor Jahr und Tag erobert. Welch ein Wiedersehen! Wer beschreibt das Glück der Glücklichen! Hier half denn alles nichts; Ehregott mußte nochmals zu seiner alten herzlieben Harmonika und mit einem Dankgefühle, wie er nie gesungen in seinem Leben, tönte es durch den sabbathstillen Abend:

‚Wie groß ist des Allmächtigen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der Ihm gebührt.
Ja, Seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht;
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch Seiner nicht!‘

Ende des dritten und letzten Bandes.

Prag 1857. Druck von Kath. Gerzabek.